



universität  
wien

# DIPLOMARBEIT / DIPLOMA THESIS

Titel der Diplomarbeit / Title of the Diploma Thesis

**„Christoph Martin Wieland: ‚Koxkox und Kikequetzel,  
eine mexikanische Geschichte‘ “**

verfasst von / submitted by

**Mag. Dr. Georg Oswald**

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of  
**Magister der Philosophie (Mag. phil.)**

Wien, 2018 / Vienna, 2018

Studienkennzahl lt. Studienblatt /  
degree programme code as it appears on  
the student record sheet:

A 190 333 353

Studienrichtung lt. Studienblatt /  
degree programme as it appears on  
the student record sheet:

LA-Studium

UF Deutsch

UF Spanisch

Betreut von / Supervisor:

Ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Wynfrid Kriegleder

# Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	3
1. „Koxkox und Kikequetzel“: Editionsgeschichte.....	6
1.1 Synopse.....	6
1.2 Kapitelreihenfolge.....	6
1.3 Orthographische Änderungen.....	10
1.3 Lexik.....	16
2. Intertextualität: Kondensiertes Weltwissen.....	26
2.1 Bezüge zur antiken Welt.....	27
2.2 Bezüge zur europäischen und außereuropäischen Welt.....	31
2.2.1 Mexiko-Bezüge.....	47
3. Im Hintergrund: Jean-Jacques Rousseaus „Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen“ (1755).....	55
4. Textanalyse.....	61
5. Koxkox und Kikequetzel in Mexiko.....	72
Conclusio.....	78
Zusammenfassung.....	81
Abstract (deutsch).....	82
Abstract (english).....	83
Abstract (español).....	84
Bibliographie.....	85
Primärliteratur.....	85
Weitere Primärliteratur.....	86
Sekundärliteratur.....	87
Akustische Quellen.....	93
Abbildungen.....	94

## Einleitung

Vor mehr als 15 Jahren beschäftigte mich im Rahmen einer Dissertation die literarische Vorstellung Mexikos in der österreichischen Literatur.<sup>1</sup> Dabei ging es darum, aus imagologischer Sicht verschiedene literarische Bilder mit den historischen Bedingungen ihrer Zeit in Beziehung zu setzen. Der Abschluss eines Lehramtsstudiums in Deutsch und Spanisch an der Universität Wien machte es nun erforderlich, eine weitere wissenschaftliche Abschlussarbeit zu verfassen. Ein Text, der mir damals im Zuge meiner Recherche unterkam und der aufgrund der örtlichen und zeitlichen Einschränkung des Themas keine Aufnahme in meine Arbeit finden konnte, war Christoph Martin Wielands Geschichte von „Koxkox und Kikequetzel“.

Für diese Diplomarbeit wollte ich im Grunde genommen nur einen Text „abklopfen“, d. h. ihn zunächst nach allen Regeln der Kunst auf seine Erzähltechnik hin analysieren, die literarischen Querverbindungen nachzeichnen und herausarbeiten, welche Bedeutung dieser kleine und eigenwillige Text Wielands bis heute in seinem Werk einnimmt. Zumindest am Anfang meiner Auseinandersetzung mit Wieland erschien mir sein Text so gut wie unbekannt zu sein, zumindest einem breiteren Publikum.

Zumindest was die wissenschaftliche Beschäftigung mit Wielands Werk angeht, ist „Koxkox und Kikequetzel“ Neuland. Zumindest dachte ich das zu Beginn meiner Nachforschungen. Immerhin hatte ich vor einigen Jahren eine schöne Ausgabe von „Koxkox und Kikequetzel“<sup>2</sup> antiquarisch erstanden, die in den achtziger Jahren bei dem damals auch drucktechnisch bemerkenswerten Verlag Greno in Nördlingen erschienen war. In dieser Ausgabe, die getreu der Fassung von Wielands Sämtlichen Werken folgt, tauchen farbige Abbildungen von Menschen, Tieren, Steinen und Pflanzen auf, die eher eine ethnographische Lektüre nahelegen. Die zwölf Illustrationen erscheinen ohne Quellenangaben und sind in der Tradition der enzyklopädischen Völkerschauen gestaltet. Der Begriff der Naturgeschichte liegt hier in der Luft.

In Friedrich Sengles umfassender biographischer Annäherung an den Autor<sup>3</sup> taucht der Text im Index nicht als eigenes Werk auf, auch wenn er in der chronologischen Abhandlung erwähnt wird, ohne dass Sengle genauer darauf eingehen würde. Andere Wieland-Biographen sehen in dem Text eine Geschichte unter vielen, die sich dem Wunderbaren verschrieben haben.

Erst aus der Perspektive der frühen Amerika-Texte und im Zuge der Öffnung der Germanistik im Sinn einer kulturwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Kolonialismus bzw. Postkolonialismus wird Wielands Erzählung zu einem spannenden Feld germanistischer Beschäftigung.

<sup>1</sup> Vgl. Georg Oswald: Mexiko: Zur Imagologie eines Konstrukts unter besonderer Berücksichtigung der österreichischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Phil. Diss. Wien 2002

<sup>2</sup> Vgl. Christoph Martin Wieland: Koxkox und Kikequetzel. Eine mexikanische Geschichte. Nördlingen: Greno 1985

<sup>3</sup> Vgl. Friedrich Sengle: Wieland. Mit 23 Bildern und Beilagen. Stuttgart: Deutsche Verlags Anstalt 1949

Mein anfänglicher Impuls für die Beschäftigung mit Wielands Text war bestimmt die frühe Thematisierung Mexikos durch einen deutschsprachigen Text. Viele literarische Texte der nachfolgenden Jahrzehnte fanden ihre Faszination an diesem Land in der Kombination mit der geschichtlichen Eroberung durch die Spanier. Nicht so Wielands Mexiko-Text, der in einer nicht näher definierten Urzeit spielt, von der man zwar einen gewissen Zivilisationsgrad annehmen kann, der aber durch die Sintflut infolge eines Kometenkontaktes einen Neustart erfährt.

Erst bei einer tieferen Beschäftigung stellte sich heraus, dass Wielands Darstellung zwar auf Versatzstücke früher Reiselektüren über die Neue Welt zurückgriff, aber der Mexiko-Text steht erstens in einem größeren Zusammenhang einer Textsammlung, die den Titel „Beyträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Herzens und Verstandes“ trägt, und zweitens steht diese Veröffentlichung in einer Art Antwort auf die Thesen des Genfer Philosophen Jean-Jacques Rousseau, die er in seiner „Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen“ dargelegt hat. Diese Richtung der Texterkundung war unerwartet.

Die deutsch-mexikanische Literaturwissenschaftlerin Gabrijela Zaragoza unternimmt in ihrem Sammelband „Ausflüge nach Aztekien“, der sich auch anderen Mexiko-Texten widmet, den Versuch, das speziell Mexikanische an Wielands Erzählung herauszuarbeiten. Sie geht dabei möglichen Quellen nach, die Wieland benutzt haben könnte, und erschließt die Bedeutung der eigenwillig wirkenden Namen der Hauptfiguren.

In ihrer Habilitationsschrift „Künstliche Horizonte. Alterität in literarischen Repräsentationen Südamerikas“ gleicht Michaela Holdenried Wielands Erzählung mit den philosophischen Strömungen seiner Zeit, insbesondere mit Jean-Jacques Rousseau, ab. Für sie ist der Text zunächst eine Antwort auf Rousseaus Zivilisationskritik, wobei sich Wieland um ein eigenes Modell bemüht, das Sinnlichkeit und zivilisatorische Entwicklung in Einklang zu bringen versucht.

Anke Birkenmaier setzt sich zwar nicht im Speziellen mit Wieland auseinander, aber sie gibt in ihrer Studie zu Oswald Spenglers Montezuma-Stück einen überzeugenden Abriss über all die historische und literarische Mexiko-Literatur bis ins 19. Jahrhundert, über die ihr Autor hätte verfügen können:

Die Historiker der Globalisierung haben für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts von einer schlagartigen Erweiterung der Welt gesprochen. Innerhalb weniger Jahrzehnte wurde ein großer Teil der außereuropäischen Welt durch England, Frankreich und die Niederlande kolonisiert: Vorderasien, Ägypten, Indien, Australien, und große Teile Südostasiens und Polynesiens. Damit eröffnete sich in Mitteleuropa auch die Frage nach der Einordnung der Menschen, die dort lebten, in das bekannte Wissen über die Welt, ihren Ursprung und ihre Legenden.<sup>4</sup>

---

<sup>4</sup> Anke Birkenmaier: Versionen Montezumas. Lateinamerika in der historischen Imagination des 19. Jahrhunderts. Mit dem vollständigen Manuskript von Oswald Spenglers „Montezuma. Ein Trauerspiel“ 1897. Berlin, Boston: De Gruyter 2011, S. 12

Wielands mexikanische Erzählung lässt sich zeitlich in diese zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts einordnen. Vorderasien, Ägypten, Indien etc., das sind die Länder, die auch Wieland in seinen literarischen Anspielungen aufruft. Wieland ist kein reiselustiger, abenteuerlicher Welteroberer im Sinn etwa eines Oswald von Wolkenstein. Über seine Lebensstationen in Zürich, Erfurt und Weimar ist er wenig hinausgekommen, doch in seiner Weltbelesenheit war er eindeutig von kosmopolitischem Geist und konnte den Begriff „Weltliteratur“ schon vor Goethe mit seinem Inhalt anschaulich füllen.

„Koxkox und Kikequetzal“ ist ein Text, der von der Wieland-Forschung bisher nur am Rand beachtet wurde. Das ist bei der Textfülle und Bedeutung dieses Autors auch durchaus verständlich. In jüngster Zeit, so hat es den Eindruck, ist das literatur- und kulturwissenschaftliche Interesse an Texten dieser Art gestiegen, aber eine eingehende Betrachtung, die vom Text selbst ausgeht und darauf aufbauend Rückschlüsse zu den geistigen Strömungen seiner Zeit zieht, ist bisher noch nicht erfolgt und stellt somit das Innovative dieser Arbeit dar.

Es sei noch angemerkt, dass die ursprüngliche Formulierung des Themas folgenden Zusatz trug: „Ein literarischer Gesellschaftsentwurf zwischen Naturzustand und Zivilisation.“ Der Aufriss des Untersuchungsgegenstandes wurde von mir bewusst so allgemein formuliert, dass er viele Richtungen der erst im Entstehen befindlichen Untersuchung in sich aufnehmen konnte. Am Antragsformular für die Diplomarbeit fand sich für den Untertitel nicht genügend Platz und aus Gründen der Übereinstimmung musste sich nun der Titel der vorliegenden Arbeit ebenfalls daran halten.

# 1. „Koxkox und Kikequetzel“: Editionsgeschichte

## 1.1 Synopse

In Wielands mexikanischer Geschichte geht es zunächst um den Überlebenden einer apokalyptischen Flutkatastrophe, der sich plötzlich allein auf der sich trocknenden Welt wiederfindet. Es dauert nicht lange und der jugendliche Held Koxkox trifft auf eine zweite weibliche Überlebende namens Kikequetzal. Beide genießen einige Jahre lang die ausschließliche Zweisamkeit und zeugen Kinder. Plötzlich taucht ein dritter männlicher Überlebender auf, Tlaquatzin, der Kikequetzal vergewaltigt und mit dem sich Koxkox und Kikequetzal soweit arrangieren, dass sie nun zu dritt zusammenleben. Die Eifersucht von Koxkox löst schließlich das Zusammenleben auf. Dieser verlässt seine Hütte und sucht sein Glück anderswo. Auch er trifft auf weitere, weibliche Überlebende. Nach geraumer Zeit beschließen sie, gemeinsam zu Kikequetzal und Tlaquatzin zurückzukehren. Doch einer harmonischen Wiedervereinigung steht das Erlebte im Weg. Die sich neu abzeichnende Gemeinschaft wird nicht mehr von Verantwortung und Solidarität zwischen den Generationen zusammengehalten. Das Experiment ist somit gescheitert.

## 1.2 Kapitelreihenfolge

Zu Wielands Lebenszeit erschien die Erzählung „Koxkox und Kikequetzel“ in zwei verschiedenen Fassungen. Zunächst 1770 als Teil der zweibändigen „Beyträge zur Geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und des Herzens“, wobei es Wieland zunächst vorzog, die Geschichte zu teilen. In der späteren Fassung letzter Hand von 1795 wurde die Mexiko-Geschichte zu einem zusammenhängenden Text zusammengefasst. Laut Michaela Holdenried gliederte sich die Erstausgabe der „Beyträge“ nach folgendem Schema: Sechs Bücher ohne Titel in zwei Teilen.<sup>5</sup>

Die Gattungsbezeichnung „Beyträge“ ist eine sehr offene. Auch andere Texte Wielands, die im Verlauf der späteren Rezeption gattungsbildend wurden, wie die „Geschichte des Agathon“ (1766/67), die als erster Bildungsroman der deutschen Literatur gilt, kommen anfangs ohne die Gattungsbezeichnung Roman aus.

Die in den „Beyträgen“ versammelten, recht unterschiedlichen Texte, sie reichen von philosophischen Betrachtungen bis zu eigenständigen fiktiven Erzählungen, deren überzeugendste die zu besprechende Mexiko-Geschichte ist, lassen sich unter einen gemeinsamen Nenner bringen:

<sup>5</sup> Vgl. Michaela Holdenried: Künstliche Horizonte. Alterität in literarischen Repräsentationen Südamerikas. Berlin: Erich Schmidt 2004 (=Philologische Studien und Quellen. 183.), S. 166

Sie sind als Antwort auf Jean-Jacques Rousseaus „Abhandlung über den Ursprung und die Grundlage der Ungleichheit unter den Menschen“ von 1755 zu sehen. Innerhalb der einzelnen Teile finden wir kommentierende Einheiten, aber auch exemplifizierende Geschichten, die im weitesten Sinn einen Beitrag zum Zivilisationsprozess der Menschheit liefern. Neben der mexikanischen Geschichte ist es die ägyptische Erzählung des Isis-Priesters Abulfaouaris, der sich in ein Land ins Innere von Afrika begibt, um seinem König Psammuthis Bericht über die Tugenden, Sitten und Bräuche der Einwohner zu erstatten.

Vor allem das vierte Buch geht dann in sehr direkter Weise auf Rousseaus zivilisationskritische Gedanken ein und weist dessen Gedankengebäude zurück, wonach die Glückseligkeit der Menschen nur auf einer sehr frühen Entwicklungsstufe gegeben sei, in der ein In-den-Tag-Hineinleben genügt habe. Wieland stößt sich vor allem an der rückwärtsgewandten Utopie des Genfer Philosophen, der das Glück in erster Linie als individuellen Zustand definiert, wobei Wieland betont, dass eine zivilisierte Gesellschaftsordnung auf dem Prinzip der Gegenseitigkeit beruhe. Er spricht immer wieder vom „Stand der Policierung“<sup>6</sup> und meint damit die Zivilisation als Gegensatz zum Naturzustand des Menschen.

Die Mexiko-Geschichte eröffnet in der ursprünglichen Fassung von 1770 den ersten Band. Sie setzt sich im zweiten Band fort. Als Titelüberschriften dient ein bescheidenes Durchzählen der enthaltenen Bücher. In den Rahmen, der sich auf diese Weise ergibt, setzte Wieland die ägyptische Geschichte um den Priester Abulfouaris und zwei Texte, die sich auf Rousseau beziehen. Die Nummerierung der Kapitel der Mexiko-Geschichte weicht von der späteren Fassung letzte Hand ab.

Ein Vergleich beider Fassungen zeigt, dass die Illustrationen einen festen Bestandteil des Textes der Erstfassung bilden. Es ist schade, dass die Zeichnung über die möglichen schädlichen Auswirkungen der Lektüre für den Leser und, besonders angesprochen, für die Leserinnen, bereits in der Fassung der „Gesammelten Werke“ nicht mehr enthalten ist. Da sich alle späteren Nachdrucke auf andere Ausgaben beziehen bzw. die Illustrationen ganz weglassen oder sogar irreführendes Bildmaterial begeben, sei hier die Illustration aus der ersten Fassung wiedergegeben.

In der verschriftlichten Warnung wird Wieland noch deutlicher:

---

<sup>6</sup> Wieland: Beiträge zur Geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens. In: Wielands Werke. Bd. 9.1, Bearb. von Hans-Peter Nowitzki. Berlin, New York: Walter de Gruyter 2008 (=Wielands Werke. Historisch-kritische Ausgabe.), S. 229

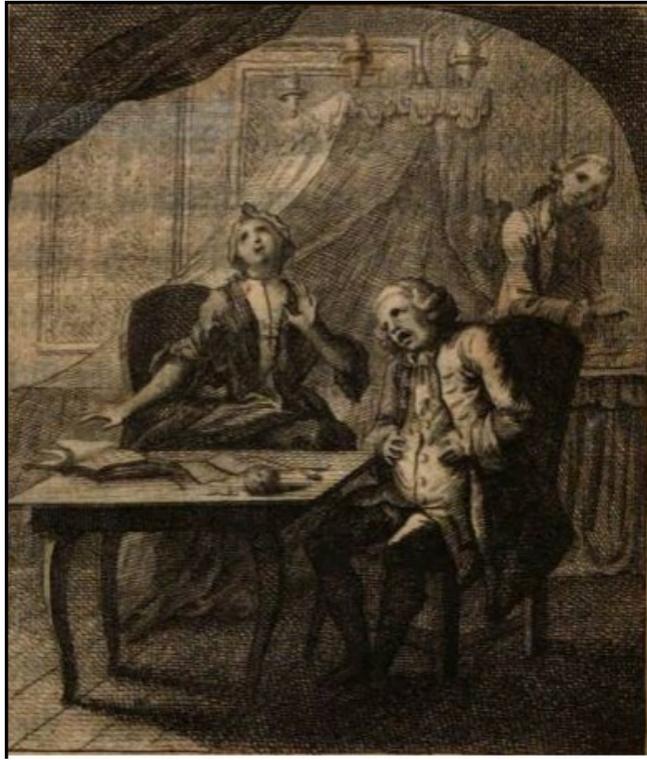


Abb. 1: „Keine Nahrung für blöde Mägen“ (Wieland, *Beyträge*, S. 72, Stich von Christian Gottlieb Geysler)

Widrigenfalls und dafern ein solcher, oder eine solche, dieser meiner ernstlichen und hiermit nochmals wiederholten Warnung ungeachtet, mit Lesen weiter fortfahren, und dadurch auf irgend eine Weise zu Schaden kommen, oder durch ekelhaftes Aufstoßen, oder durch Erbrechen dessen, was er oder sie solchergestalt, naschhafter Weise, zu sich genommen hätte, andern ehrlichen Leuten, oder auch mir selbst beschwerlich fallen sollte: ich mich hiermit ein für allemal gegen alle entspringende vermögende Verantwortung zierlichst verwahrt<sup>7</sup>

Wieland hatte durchaus eine Sensibilität für basale Bedürfnisse und diese mit seinem breiten kulturgeschichtlichen Wissen verknüpfen können. 1787 veröffentlichte er in Lindau am Bodensee eine historische Abhandlung unter dem Namen: „Geschichte der Formel: Gott helf dir! beym Niesen“.<sup>8</sup> Die Warnung vor möglichen Nebenwirkungen der Lektüre soll den Text noch interessanter erscheinen lassen.

<sup>7</sup> Christoph Martin Wieland: *Beyträge zur Geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens*. Aus den Archiven der Natur gezogen. Bd. 1, Leipzig: Weidmanns Erben und Reich 1770, S. 73

<sup>8</sup> Vgl. ders.: *Geschichte der Formel: Gott helf dir! beym Niesen*. Lindau: Kommission der Fritzschen Buchhandlung 1789

## Übersicht: Kapitelvergleich

Fassung 1770 Band 1 (Zählung nach Kapitel)	Fassung 1795 (Zählung nach Kapitel)
1	1
2	2
3	3
4	4
(5 fehlt)	
6	5
7	5
8	6
9	7
10	8
11	9
12	9
13	10
14	11
15	12
16	13
17	13
18	14
19	14
20	15
21	16
22	16
23	17
24	17

Fassung 1770 Band 2 (Zählung nach Kapitel)	Fassung 1795 (Zählung nach Kapitel)
1	(fehlt)
2	(fehlt)
3	18, 19
4	20
5	20
6	21

7	22
8	23
9	24
10	25
11	26
12	27
13	28
14	29
15	30, 31

Bisher ist keine Untersuchung genauer auf die Veränderungen der beiden Editionen eingegangen, die der Koxkox-Text im Laufe der Lebensjahre Wielands erfahren hat. Michaela Holdenried skizziert in groben Zügen die unterschiedliche Anordnung der versammelten Texte und verweist auch auf gröbere Veränderungen in der Textfassung<sup>9</sup>, eine detailliertere Analyse der beiden Versionen wurde bisher nicht veröffentlicht.

Der Vergleich beruht auf der Ausgabe von 1770, die in Leipzig bei Weidmanns Erben und Reich als „Beyträge zur Geheimen Geschichte des Verstandes und Herzens“ erschienen ist. Die Vergleichsfassung ist die Reproduktion aus den „Gesammelten Werken“ Wielands und stammt aus dem 14. Band. Von den „Gesammelten Werken“ erschienen vier verschiedene Reihen. Die „Fürstenreihe“, die aufwändigste Ausgabe, ist die Quelle der zweiten Fassung.<sup>10</sup>

### 1.3 Orthographische Änderungen

Zwischen den beiden Fassungen von 1770 und 1795 lassen sich zahlreiche orthographische Änderungen ausmachen, die hier nicht vollständig, sondern vielmehr exemplarisch in ihrer Tendenzhaftigkeit aufgeführt werden sollen.

Eine Tendenz, die im gesamten Text ins Auge springt, ist der Wechsel von ch zu k. So wird das Wort „Chronologen“<sup>11</sup> in der späteren Fassung zu „Kronologen“.<sup>12</sup> Im dritten Kapitel werden die „Colibri`s“<sup>13</sup> zu „Kolobri`s“<sup>14</sup>. Der mexikanische Kolibri taucht übrigens auch in Wielands „Geschichte der Abderiten“ auf und dient als Vergleich für die mangelnde Gehirngröße eines

<sup>9</sup> Vgl. ebda.

<sup>10</sup> Vgl. das Nachwort von Hans Radspieler in: Christoph Martin Wieland: Koxkox und Kikequezel. Eine mexikanische Geschichte. Nördlingen: Greno 1985, S. 91-93

<sup>11</sup> Wieland: Der Neue Amadis, S. 22

<sup>12</sup> Wieland: Koxkox, S. 8

<sup>13</sup> Wieland: Beyträge, S. 24

<sup>14</sup> Wieland: Koxkox, S. 9

Amtsinhabers der fiktiven Stadt Abdera: „[...] ein runder, dicker Mann, der [...] doch gewiss nicht mehr Gehirn in seinem großen Schädel trug als ein mexikanischer Kolibri, ohne darum weniger ein Ratsherr von Abdera zu sein.“<sup>15</sup>

Im Anhang an die Erstfassung in den „Beyträgen“ befindet sich auch eine Liste der vom Autor selbst aufgeführten Druckfehler. Für eine Zeit, in der es keine verbindlichen Rechtschreibnormen gab, ist es grundsätzlich müßig, nach etwaigen Verstößen zu suchen. Diese gab es im heutigen Sinn nicht.

Dasselbe, was uns an der K-Schreibung schon im zweiten Kapitel aufgefallen ist, können wir nun für die y-Schreibung feststellen: Aus den „Haynen“<sup>16</sup> werden „Heine“<sup>17</sup>. Auch bei der ph-Schreibung zieht die Ausgabe letzter Hand die f-Schreibung vor („Nymphen“<sup>18</sup> vs. „Nymfen“<sup>19</sup>). Ganz allgemein zeichnet sich die zweite Fassung durch die Tendenz zur Eindeutschung von Fremdwörtern aus. Dafür lassen sich mehrere Beispiele anbringen. Im zweiten Kapitel ist es das Wort „Imagination“<sup>20</sup>, das in der späteren Fassung durch „Einbildungskraft“<sup>21</sup> ersetzt wird. Gegen Ende des dritten Kapitels ist es das Wort „Rudimente“<sup>22</sup>, das zu „Anfangsgründen“<sup>23</sup> wird.

Die Auffälligkeiten im vierten Kapitel beziehen sich auf einige Wortvarianten wie zum Beispiel keuchend/keichend, dieses/dies oder izt/jetzt. Auch hier lässt sich die Tendenz zum Eindeutschen bestimmter Begriffe nachverfolgen. Aus „Nonsens“ wird „barer Unsinn“ und statt „Situation“ entsteht das Wort „Lage“. Die „Discretion“ mutiert zur „Mäßigung“. Die „Nation“ wird zur „Nazion“, die Pluralform an späterer Stelle zu „Völkern“, wobei dazwischen das Wort „Völkchen“ sich zu „Zunft“ verwandelt.

Im vierten Kapitel taucht zum ersten Mal „ein angesehener Philosoph“ namens Tlantlaquacapantli auf, der in der späteren Fassung zu Tlantlaquakapantli wird, also ein k statt des c erhält.

Im siebten Kapitel sind es vor allem stilistische Kleinigkeiten, die den Unterschied markieren, und die als Grundtendenz für die vorangegangenen Kapitel schon festgestellt wurden (c → k, wie in Tlantlaquac(/k)apantli oder elec(/k)trisch).

Im 14. Kapitel erfahren selbst schwierig anmutende mexikanische Namen, zu dem Philosophen Tlantlaquakapantli kommt noch der Abstammungsverweis auf seinen Vater namens Mixquitlipikotsohoitl, keine Veränderungen.

<sup>15</sup> Christoph Martin Wieland: Geschichte der Abderiten. Mit einem Nachwort von Karl Hans Bühner. Stuttgart: Reclam Jun. 1998 (=Universal-Bibliothek.331.), S. 24

<sup>16</sup> Wieland: Beyträge, S. 24

<sup>17</sup> Wieland: Koxkox, S. 9

<sup>18</sup> Wieland: Beyträge, S. 26

<sup>19</sup> Wieland: Koxkox, S. 10

<sup>20</sup> Wieland: Beyträge, S. 26

<sup>21</sup> Wieland: Koxkox, S. 10

<sup>22</sup> Wieland: Beyträge, S. 26

<sup>23</sup> Wieland: Koxkox, S. 10

Auffallend an der Erstversion ist die typographische Markierung der direkten Rede. Was direkte Rede ist, erhält in der zweiteiligen Fassung Anführungszeichen in jedem Zeilenanfang, über den sich die direkte Rede zieht. Das scheint eine zeitübliche Markierungspraxis gewesen zu sein, denn auch die Schriften Karl von Güntherodes verwenden diese Markierung. In der späteren Fassung des Koxkox-Textes werden lange Gedankenstriche verwendet, wenn Anführungszeichen vorkommen, erscheinen sie nur zu Beginn und am Ende der direkten Rede. Oder die direkte Rede wird mit gar keinem speziellen Sonderzeichen markiert, sie ergibt sich aus den eingeschobenen Redehinweisen. Schließlich fällt noch das Wort „Charakter“<sup>24</sup> auf, das in der späteren Fassung zu „Karakter“ wird.<sup>25</sup> Eine Eindeutschung, die wir bereits bei anderen Fremdwörtern feststellen konnten.

Eine grammatikalische Umformung stellt die Formulierung „Ich bin (...) auch unter Rosen gelegen, o Motezuma!“<sup>26</sup> dar, die zu „Ich habe (...) unter Rosen gelegen, o Motezuma!“<sup>27</sup> wird. Wir können nicht mehr nachvollziehen, ob Wieland selbst die süddeutsch-österreichische Verwendung des Hilfsverbs sein zugunsten der nördlicheren Variante mit haben bevorzugt hat oder ob diese Änderung auf die Vorlieben des Setzers zurückgeht.

Interessanter erscheint an dieser Stelle die Anrufung von Moctezuma, ein historischer Verweis, bei dem der Leser nicht weiß, auf welchen historischen Moctezuma er sich bezieht, aber der Name des aztekischen Herrschers in diesem Text ist der einzige, der sich historisch in Beziehung setzen lässt. Zwei kleinere Abweichungen lassen sich noch anführen: aus „größeste“<sup>28</sup> wird „größte“<sup>29</sup> und aus der „nehmlische[n] Belohnung“<sup>30</sup> wird „dieselbe Belohnung“<sup>31</sup>.

Im Vergleich zu den allgemeinen Abweichungen beider Fassungen weist das 14. Kapitel keine großen Überraschungen auf. Ein „verlohr“<sup>32</sup> steht einem „verlor“<sup>33</sup> gegenüber, ein „sacht“<sup>34</sup> mit Auslassungsapostroph korrespondiert mit einem schlichten „sacht“<sup>35</sup>, „sanftgeboren“<sup>36</sup> wird zu

---

<sup>24</sup> Wieland: Beyträge, S. 56

<sup>25</sup> Wieland: Koxkox, S. 26

<sup>26</sup> Wieland: Beyträge, S. 57

<sup>27</sup> Wieland: Koxkox, S. 27

<sup>28</sup> Wieland: Beyträge, S. 58

<sup>29</sup> Wieland: Koxkox, S. 27

<sup>30</sup> Wieland: Beyträge, S. 59

<sup>31</sup> Wieland: Koxkox, S. 28

<sup>32</sup> Wieland: Beyträge, S. 62

<sup>33</sup> Wieland: Koxkox, S. 30

<sup>34</sup> Wieland: Beyträge, S. 63

<sup>35</sup> Wieland: Koxkox, S. 30

<sup>36</sup> Wieland: Beyträge, S. 62

„sanft geboren“<sup>37</sup>, „vorgieng“<sup>38</sup> zu „vorging“<sup>39</sup>, „fiengen“<sup>40</sup> zu „fingen“<sup>41</sup> und „ungefehr“<sup>42</sup> zu „ungefähr“<sup>43</sup>.

Die rhetorische Figur der Diaphora, bei der dasselbe Wort in unterschiedlichen Bedeutungen verwendet wird, ist in beiden Fassungen gleich geblieben: „... vor lauter Empfinden sank er ohne Empfindung neben die schöne Kikequetzel hin ...“<sup>44</sup>

Das 15. Kapitel setzt die bereits vollzogenen Veränderungen, die wir bei der Zusammen- und Getrennschreibung und beim stummen h gesehen haben, fort. Einer „Höle“<sup>45</sup> entspricht in der späteren Fassung eine „Höhle“<sup>46</sup>, „hervorgegangen“<sup>47</sup> wird zu „hervor gegangen“<sup>48</sup> und „einsmals“<sup>49</sup> wird zu „einsmahls“<sup>50</sup>.

In beiden Fassungen ist das Wort „Käficht“, das für Käfig steht, mit der ch-Schreibung gleich geblieben. Die Erstfassung verwendet noch das e statt des Umlauts. Der Erzähler vergleicht seine gebildeten Leserinnen mit Kikequetzal, die als „ein Werk der rohen Natur“<sup>51</sup> nicht denselben Zivilisationsgrad aufweisen könne wie die Wieland-Leserinnen. Beide vergleicht er mit Nachtigallen, die eine ungelehrt und die anderen in einem Käfig erzogen, in dem sie nach Noten zu singen lernten.

In der Erstfassung ist im Kapitel 17 eine direkte Rede mit Anführungszeichen markiert, bei der allerdings nicht klar ist, wer hier genau spricht. In der späteren Fassung ist der Erzählfluss lediglich von zwei Gedankenstrichen unterbrochen, ohne dass eine direkte Rede markiert worden wäre.

Die Erläuterungen des Kommentarbandes lösen die rätselhaften Sternchen des Namens, der mit P beginnt. Es handelt sich um Priapus bzw. Priapos, den Sohn von Aphrodite und Dionysos. Seine Verbindung zu der griechischen Götterwelt ist die Fruchtbarkeit. Im Kontext des zitierten Satzes, in dem ein Bruder Luce mittels eines einzigen Blicks zu einem Priapus werden kann, ist seine Funktion nur als gesteigerte Sexualität aufzufassen.

Weitere Abweichungen bewegen sich durchaus im Rahmen der bereits beschriebenen Tendenzen von c- zu k-Schreibung, von einer inkonsequenten Setzung der entsprechenden Satzzeichen bei der direkten Rede und vom Austausch der lateinischen oder griechischen Fremdwörter durch

---

<sup>37</sup> Wieland: Koxkox, S. 30

<sup>38</sup> Wieland: Beyträge, S. 63

<sup>39</sup> Wieland: Koxkox, S. 30

<sup>40</sup> Wieland: Beyträge, S. 63

<sup>41</sup> Wieland: Koxkox, S. 30

<sup>42</sup> Wieland: Beyträge, S. 63

<sup>43</sup> Wieland: Koxkox, S. 31

<sup>44</sup> Ebda.

<sup>45</sup> Wieland: Beyträge, S. 64

<sup>46</sup> Wieland: Koxkox, S. 31

<sup>47</sup> Wieland: Beyträge, S. 64

<sup>48</sup> Wieland: Koxkox, S. 31

<sup>49</sup> Wieland: Beyträge, S. 65

<sup>50</sup> Wieland: Koxkox, S. 31

<sup>51</sup> Ebda, S. 69

entsprechende deutsche Bezeichnungen wie in „die Delicatesse der Sprache“<sup>52</sup>, die zur „Zartheit der Sprache“<sup>53</sup> wird.

Die Charakterisierung des mexikanischen Philosophen Tlantlaquacatl ist in der späteren Fassung durch eine Neufassung durchaus gelungen. Konnte der Erzähler den Philosophen noch mit dieser negativen Eigenschaft charakterisieren: „...dessen Fehler überhaupt die Weitläufigkeit ist“<sup>54</sup>, so gibt die Fassung 25 Jahre später mit einer doppelten Verneinung dieselbe Information in der entsprechenden Form mit: „... dessen Fehler überhaupt zu wenig Umständlichkeit nicht ist“<sup>55</sup>.

An textlichen Abweichungen können im Kapitel 21 eine Eindeutschung („Modificationen“<sup>56</sup> werden zu „Veränderungen“<sup>57</sup>), eine ungewöhnliche k-Schreibung für ein qu („Marquis“<sup>58</sup> zu „Markis“<sup>59</sup>), eine Wortverkürzung („Einkleidungen“<sup>60</sup> werden zu „Kleidungen“<sup>61</sup>) und ein ausfallendes e („ein Gecke“<sup>62</sup> wird zu „ein Geck“<sup>63</sup>) festgestellt werden. Der Ausdruck Geck, nach Wieland hier das Grundwesen des menschlichen Seins, ist nicht in der Bedeutung des Modenarren zu verstehen, was nach der Erwähnung der oben genannten Berufe auch naheliegend wäre, sondern im Sinn des Narren. Etymologisch ist der Geck mit dem älteren Gauch verwandt.<sup>64</sup>

In den Wörtern „gebohren“<sup>65</sup> bzw. „angebohren“<sup>66</sup> erscheint das h im 23. Kapitel nur in der Erstfassung. Eine deutliche Abweichung lässt sich beim Wort „Politur“<sup>67</sup> feststellen, die der Autor als Aufgabe dem Menschen überträgt, da seine Instinkte im Vergleich zu den Tieren wenig oder nur sehr schwach ausgeprägt sind. Die Politur wird in der einteiligen Fassung mit einer „Feile“ ersetzt: „... er muss sich selbst diese Feile geben.“<sup>68</sup> Dabei ist weniger das Werkzeug gemeint sondern das Produkt, also eher das Gefeilte. Ein Gebrauch, der sich mit den einschlägigen Lexika und Wörterbüchern von Zedlers Universallexikon über Adelung bis zu Grimms Wörterbuch nicht nachweisen lässt.

Neben den nun üblichen Änderungen wie die c- zu k- und die Tendenz zur Getrennschreibung und den Ersatz von Fremdwörtern durch Eindeutschungen („Constitution“<sup>69</sup> wird ersetzt durch

---

<sup>52</sup> Wieland: Beyträge, S. 82

<sup>53</sup> Wieland: Koxkox, S. 40

<sup>54</sup> Wieland: Beyträge, S. 83

<sup>55</sup> Wieland: Koxkox, S. 40

<sup>56</sup> Wieland: Beyträge, S. 85

<sup>57</sup> Wieland: Koxkox, S. 42

<sup>58</sup> Wieland: Beyträge, S. 85

<sup>59</sup> Wieland: Koxkox, S. 42

<sup>60</sup> Wieland: Beyträge, S. 85

<sup>61</sup> Wieland: Koxkox, S. 42

<sup>62</sup> Wieland: Beyträge, S. 85

<sup>63</sup> Wieland: Koxkox, S. 42

<sup>64</sup> Vgl. Kluge, Etymologisches Wörterbuch, S. 304

<sup>65</sup> Wieland: Beyträge, S. 91

<sup>66</sup> Ebda

<sup>67</sup> Ebda, S. 92

<sup>68</sup> Wieland: Koxkox, S. 46

<sup>69</sup> Wieland: Beyträge, S. 94

„Einrichtung“<sup>70</sup>) fällt in diesem Kapitel auf, dass in beiden Fassungen direkte Zitate auftauchen, die aber nicht durch ihren Urheber gekennzeichnet sind. Das heißt, es gibt Sätze, die in diesem Fall mit Anführungszeichen markiert sind, die dadurch aber nur einem anderen Sprecher oder Erzähler zugeordnet werden können, ohne dass bekannt gegeben wird, wer an dieser Stelle am Wort sein könnte.

Die Abweichungen beider Fassungen lassen sich im sechsten Kapitel des zweiten Bandes um einige Varianten erweitern, die der allgemeinen Tendenz entsprechen, Fremdwörter durch Eindeutschungen zu ersetzen. So wird ein „*aire de tête*“<sup>71</sup> zu einer „Stellung des Kopfes“<sup>72</sup>, „Nüancen“<sup>73</sup> werden zu „Abschattungen“<sup>74</sup>, das „*Raffinement*“<sup>75</sup> wird zur „Verfeinerung“<sup>76</sup> und „*Conturn*“<sup>77</sup> taucht als „Umriss“<sup>78</sup> wieder auf. Und der „Fund einer conventionellen Sprache“<sup>79</sup> erscheint in der einteiligen Fassung als „Grundstock einer abgeredeten Sprache“<sup>80</sup>. Damit sind die groben Veränderungen aufgezeigt.

Die Tendenz zur Verwendung von deutschen Wörtern anstatt von Fremdwörtern ist bis ins letzte Kapitel zu bemerken, allerdings nicht ganz konsequent. Die *Salacität* bleibt, wie sie ist, und wird nicht zur Wollust oder Lüsternheit umgewandelt. Aber „*vice versa*“<sup>81</sup> verwandelt sich in ein „umgekehrt“<sup>82</sup>, der „*Instinct*“<sup>83</sup> wird zum „Naturtrieb“<sup>84</sup> und „*recolligieren*“<sup>85</sup> zu „wieder fassen“<sup>86</sup>. Zweimal entscheidet sich der Autor für einen semantischen Eingriff. Einmal, indem er die den beiden männlichen Mexikanern zugestandene „gefühllose Trägheit“<sup>87</sup> zur „Tierheit“<sup>88</sup> in der späteren Fassung verwandelt. Und ein zweites Mal, indem „die Sitten“<sup>89</sup> der Vorfahren zum „Zustand“<sup>90</sup> in der jüngeren Fassung werden. Damit befinden wir uns in einem nahezu nahtlosen Übergang zur Betrachtung lexikalischer Veränderungen.

---

<sup>70</sup> Wieland: *Koxkox*, S. 47  
<sup>71</sup> Wieland: *Beyträge*, S. 112  
<sup>72</sup> Wieland: *Koxkox*, S. 60  
<sup>73</sup> Wieland: *Beyträge*, S. 112  
<sup>74</sup> Wieland: *Koxkox*, S. 60  
<sup>75</sup> Wieland: *Beyträge*, S. 113  
<sup>76</sup> Wieland: *Koxkox*, S. 61  
<sup>77</sup> Wieland: *Beyträge*, S. 115  
<sup>78</sup> Wieland: *Koxkox*, S. 62  
<sup>79</sup> Wieland: *Beyträge*, S. 117  
<sup>80</sup> Wieland: *Koxkox*, S. 62  
<sup>81</sup> Wieland: *Beyträge*, S. 157  
<sup>82</sup> Wieland: *Koxkox*, S. 84  
<sup>83</sup> Wieland: *Beyträge*, S. 160  
<sup>84</sup> Wieland: *Koxkox*, S. 85  
<sup>85</sup> Wieland: *Beyträge*, S. 163  
<sup>86</sup> Wieland: *Koxkox*, S. 88  
<sup>87</sup> Wieland: *Beyträge*, S. 162  
<sup>88</sup> Wieland: *Koxkox*, S. 86  
<sup>89</sup> Wieland: *Beyträge*, S. 162  
<sup>90</sup> Wieland: *Koxkox*, S. 87

### 1.3 Lexik

Die Tendenz zur Verwendung deutscher Ausdrücke lässt sich im lexikalischen Bereich auf Schritt und Tritt festmachen und zwar im gesamten Text.

Die ältere Fassung benutzt das heute wenig gebräuchliche Fremdwort Poltronnerie, das die 1795er Fassung dann durch die deutsche Entsprechung Feigheit ersetzt. Dafür werden die chinesischen Sterngucker zu sinesischen Sternsehern. Die Dimensionen des Kometen mit seinen 1`344`566 mexikanischen Meilen, was den Schweif betrifft, und den 100`000`000`000 Tonnen, was das Gewicht des darin befindlichen Wassers betrifft, unterscheiden sich nur in der numerischen bzw. ausgeschriebenen Form (1795). Wobei grundsätzlich anzumerken ist, dass es zu Wielands Lebzeiten wohl keine verlässliche Angabe für eine mexikanische Meile gegeben hat.

Der Ausdruck „glebae addictis“<sup>91</sup> erscheint als Gegensatz zu den Entdeckern, die von wunderlichen Dingen zu berichten wissen, und bedeutet so viel wie „die an die Scholle Gebundenen“. Die Sentenz „dignus vindice nodus“ entstammt der „Ars poetica“ des Horaz und bedeutet, dass es sich um einen Knoten handelt, der eines Gottes zum Lösen bedarf.

Von Kleinigkeiten abgesehen wie einer anderen Absatzführung oder dem Wechsel des Personalpronomens (aus einem „sie“ wird ein unpersönliches „man“), scheint mir im zweiten Kapitel vor allem die Ergänzung um einen weiteren Namen beachtenswert. Der Satz lautet in der Erstfassung: „Denn war er [gemeint ist die Hauptfigur Koxkox, Anm. d. A.] da, so ist die Möglichkeit seines Daseyns außer allem Zweifel; wie jedermann zugeben wird, der seinen Aristoteles nicht ganz vergessen hat.“<sup>92</sup> Die spätere Fassung fügt noch ein „oder Baumeister“<sup>93</sup> nach Aristoteles ein. Gemeint ist damit der deutsche Philosoph Friedrich Christian Baumeister (1709-1785), dessen Verdienst es ist, sich um die Verbreitung der Philosophie Christian Wolffs gekümmert zu haben.<sup>94</sup> Eine komische Wirkung wird man dieser Beifügung eines zeitgenössischen Philosophen zu Aristoteles nicht absprechen können, wenn auch Wieland der aufklärerischen Philosophie eines Christian Wolff (und seiner Schüler) durchaus zugeneigt gewesen sein dürfte.

Das dritte Kapitel (und das zieht sich wohl durch das gesamte Werk Wielands) weist Ausdrücke auf, die dem heutigen Sprachgebrauch ungewöhnlich vorkommen und in beiden Fassungen beibehalten werden. Dazu gehört der Ausdruck „Talapoin“, der heute als charakterisierende Beifügung für afrikanische Meerkatzen verwendet wird. Zu Wielands Zeiten bezeichnete das Wort einen siamesischen Bettelmönch. Zedlers Universallexikon hält dafür noch ausführlichere

---

<sup>91</sup> Wieland: Beyträge, S. 22

<sup>92</sup> Ebda, S. 23

<sup>93</sup> Wieland: Koxkox, S. 9

<sup>94</sup> Vgl. Richter: "Baumeister, Friedrich Christian". In: Allgemeine Deutsche Biographie 2 (1875), S. 156 [Online-Version]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd116089547.html#adbcontent> (abgerufen am 16.9.2017)

Beschreibungen bereit<sup>95</sup>. Das Wörterbuch der Académie Française hält sich bei der Übersetzung kurz: „Prêtre bouddhiste dans le Siam.“<sup>96</sup>.

Die Anspielungen in Wielands Text sind weltgewandt und weitläufig. Es dominiert zwar die griechische Welt, aber der Autor ist offensichtlich daran interessiert, immer wieder sein Weltwissen darzulegen. „Fohi’s Grundsätze“, denen zufolge das Nichts dem Ursprung und Abgrund aller Dinge entspreche, dürfte auf das chinesische Schriftzeichen fō für Buddha zurückgehen.

Beim Ausdruck „Bonzen“ verwendet der Autor anschließend erstaunlicherweise auch die weibliche Form „Bonzinnen“ und verortet beide zu beiden Seiten des Ganges. Der heutige Sprachgebrauch verbindet mit beiden Ausdrücken etwas ganz anderes als zu Wielands Zeiten. Ursprünglich bezeichnete Bonze einen buddhistischen Mönch oder Priester und stammt aus dem Japanischen. Vermittelt wurde das Wort über das Portugiesische und Französische und dürfte laut Kluge im 17. Jahrhundert ins Deutsche gekommen sein.<sup>97</sup> „Es bezeichnete zunächst als Exotismus den buddhistischen Priester in China und Japan, dann wird es auf bigotte Geistliche beliebigen Bekenntnisses übertragen“<sup>98</sup>, präzisiert Kluges Etymologisches Wörterbuch. Das Deutsche Wörterbuch von Jakob und Wilhelm Grimm führt den Ausdruck Bonze übrigens nicht an.

Mitunter trat Wieland nicht nur mit exotischen Begriffen, sondern auch mit Wortschöpfungen hervor, die seine Leser und Leserinnen erstaunt haben dürften. In Wielands „Geschichte der Abderiten“ etwa taucht zur Charakterisierung eines siebzehnjährigen Knaben der Ausdruck „notorisches Ganshaupt“<sup>99</sup> auf. Das Grimm’sche Wörterbuch nimmt genau diese Wendung auf und setzt sie mit „Ganskopf“ gleich.<sup>100</sup>

Ein Geschlechtswechsel sei im Zusammenhang des dritten Kapitels noch angeführt. Die „Truthähne“<sup>101</sup> der ersten Fassung werden in der 1795er Ausgabe zu „Truthühnern“<sup>102</sup>. Das Thema Sprache und Spracherwerb nimmt in Wielands Erzählung einen breiten Raum ein. Man kann in der Bevorzugung der weiblichen Form eine Annäherung an seine später geäußerte These sehen, die Sprache der Mexikaner habe sich von den Lauten bestimmter Vögel aus entwickelt.

Die Veränderungen im sechsten Kapitel halten sich in Grenzen. Nur der „Cocospflaumenstrauch“ wird zum „Kokospflaumenstrauch“. Aber was ist ein „Cocospflaumenstrauch“ genau?

<sup>95</sup> Vgl. Zedler. Großes Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste. Eintrag „talapoins“. <http://zedler-lexikon.de> (abgerufen am 17.9.2017)

<sup>96</sup> Dictionnaire de la Académie Française, 8e éd. <http://atilf.atilf.fr/dendien/scripts/generic/cherche.exe?11;s=183867495;> (abgerufen am 17.9.2017)

<sup>97</sup> Vgl. Kluge. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearb. von Elmar Seebold. 23. erw. Aufl. Berlin, New York: De Gruyter 1999, S. 125

<sup>98</sup> Ebda.

<sup>99</sup> Wieland: Abderiten, S. 144

<sup>100</sup> Vgl. Jakob u. Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch. Bearbeitet von Jakob Grimm, Karl Weigand u. Rudolf Hildebrand. Bd. 4. München: dtv 1984, S. 1279

<sup>101</sup> Wieland: Beiträge, S. 26

<sup>102</sup> Wieland: Kokox, S. 11

Christoph Martin Wieland darf für sich nicht beanspruchen, diese botanische Bezeichnung in die deutsche Literatur eingeführt zu haben. Der Ausdruck kommt in Gottfried Traugott Kosches „Amerika. Ein geographisch-historisches Lesebuch zum Nutzen der Jugend und ihrer Erzieher“ vor, doch ist dieses Werk erst 1788 in Leipzig erschienen.<sup>103</sup>

Es ist wahrscheinlich, dass Wieland den Ausdruck aus dem Buch „Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande“ übernommen hat, das 1755 ins Deutsche übersetzt wurde. Darin wird der Cocospflaumenstrauch folgendermaßen beschrieben: „Sowohl die Cokosnüsse, als der Baum, darauf sie wachsen, sind in den bisher angeführten Reisebeschreibungen wohl unzählige male gerühmet worden, hingegen ist des Cocospflaumenstrauches noch niemals die geringste Erwähnung geschehen.“<sup>104</sup> Diese Bezeichnung ist in späteren Zeiten nicht mehr nachweisbar, doch dürfte die Frucht des Strauches auch kommerzielle Bedeutung erlangt haben, immerhin wurde der Cocospflaumenstrauch, mit dem Vorkommen in Indien, in ein Handelslexikon des 18. Jahrhunderts aufgenommen.<sup>105</sup>



Abb. 2: Darstellung der Kikequetzal aus der Erstfassung (Stich von Christian Gottlieb Geyser)

<sup>103</sup> Vgl. Gottfried Traugott Kosche: Amerika. Ein geographisch-historisches Lesebuch zum Nutzen der Jugend und ihrer Erzieher. 5. Bd. als eine Fortsetzung von Europa. Nord-Amerika. Erste Abtheilung. Leipzig: Weidmannische Buchhandlung 1788, S. 487

<sup>104</sup> Johann Joachim Schwabe (Hg.): Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande; oder Sammlung aller Reisebeschreibungen, welche bis itzo in verschiedenen Sprachen von allen Völkern herausgegeben worden. Im Englischen zusammen getragen und aus demselben ins Deutsche übersetzt von Abraham Gotthelf Kaestner. Leipzig : Arkstee u. Merkus 1755, S. 642

<sup>105</sup> Vgl. Carl Günther Ludovici (Hg.): Eröffnete Akademie der Kaufleute: oder vollständiges Kaufmanns-Lexicon: woraus sämtliche Handlungen und Gewerbe, mit allen ihren Vortheilen, und der Art, sie zu treiben, erlernt werden können. Bd. 2. Leipzig: Bernhard Christoph Breitkopf 1753, S. 422

Bei der folgenden detaillierten Beschreibung Kikequetzals im achten Kapitel mischt der Erzähler klassische Schönheitsnormen mit exotischen Elementen („lang wie ein Palmbaum und frisch und saftvoll wie seine Frucht“<sup>106</sup>). An den weiter angeführten Elementen mag nun nichts weiter verwundern als vielleicht die natürlichen Locken der rabenschwarzen Haare und die „flache, aufgestülpte Nase“<sup>107</sup>. Es geht hier ja weniger oder nicht um eine realistische Beschreibung einer Mexikanerin, sondern um die deutsche, europäische Vorstellung einer mexikanischen Schönheit im 18. Jahrhundert.

Der Farbton, den Kikequetzal vom Erzähler erhält, erstaunt dann aber besonders. Ihre Gesichtsfarbe, so der Erzähler, falle ins „Jonquille“. Der Begriff stammt aus der Botanik und bezeichnet Narzissen, also Amaryllisgewächse, die einen auffallend intensiven Gelbton aufweisen. Nun ist gelb in der kolonialen Farbenlehre, die ihre Ursprünge in der Aufklärung hat, den Asiaten zugedacht. Carl von Linné veröffentlichte 1735 seine „Systema Naturae“, in der er die Menschheit in vier Kategorien einteilt: Europäer, Amerikaner, Asiaten und Afrikaner, damit verbunden die Farbzuteilung weiß, rot, gelb und schwarz. Die farbliche Zuordnung ergab sich erst allmählich und variierte innerhalb der verschiedenen Auflagen. Der Beleg aus Wielands Erzählung könnte darauf hindeuten, dass zumindest die farbliche Zuordnung noch keine starre war.

Anschließend relativiert der Erzähler das erklärte Schönheitsideal der Mexikanerin. Aus der Perspektive eines Chinesen (Chineser/Sineser) mokiert sich dieser über die großen Augen, die kleine Stirn und die aufgestülpte Nase.<sup>108</sup> Ein „Hottentott“ wünscht sich dickere Beine und nicht so lange Haare und kann in der jüngeren Fassung - in der ersten Version fehlt diese Stelle - nicht dafür garantieren, dass er sich selbst in das Mädchen verliebt hätte.

Die Bezeichnung „Hottentott“ stammt aus dem Niederländischen und wurde von den deutschen Afrika-Siedlern von den Buren übernommen. Der sprachliche Ursprung ist nicht ganz geklärt, der Ausdruck bezeichnet Menschen, die heute frei von abwertenden Tönen als Khoikhoi angesprochen werden. Erste literarische Belege stammen aus Wielands Zeit. Kluges Etymologisches Wörterbuch und selbst das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm geben dem Ausdruck keinen Raum. Zedlers Universallexikon (1731-1754) beschreibt die „Hottentotten“ ausführlich. Eine Stelle fällt in diesem Zusammenhang besonders auf, nämlich die Charakterisierung ihrer Sprache: „Ihre Sprache ist sehr seltsam, und dem Geschrey derer welschen Hahnen gleich, daher lasset sich ihre Sprach schwerlich lernen, hingegen fassen sie fremde Sprachen sehr leichte.“<sup>109</sup> Genau dasselbe Bild aus der

---

<sup>106</sup> Wieland: Koxkox, S. 15

<sup>107</sup> Ebda, S. 16

<sup>108</sup> Vgl. Andrea Polaschegg: Der andere Orientalismus. Regeln deutsch-morgenländischer Imagination im 19. Jahrhundert. Berlin, Boston: De Gruyter 2005 (=Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte. 35.), S. 103-108, die festhält, dass die China-Begeisterung, besonders hervorstechend für die Rokoko-Kultur, um die Wende zum 19. Jahrhundert eine grundlegende Veränderung erfuhr, die im engen Zusammenhang mit der Krise des Absolutismus stand.

<sup>109</sup> Zedler: Universallexikon, S. 991

Vogelwelt taucht wenig später in Wielands Erzählung zur Charakterisierung der Sprache der Mexikaner auf.

Die Hottentotten als kultureller bzw. ästhetischer Bezugspunkt müssen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beliebt gewesen sein. Auch in Gotthold Ephraim Lessings kunsttheoretischer Schrift „Laokoon“<sup>110</sup> aus dem Jahr 1766 dient der Verweis auf ihre angeblichen kulturellen Gepflogenheiten dazu, das Lächerliche zu verstärken:

Man weiß, wie schmutzig die Hottentotten sind; und wie vieles sie für schön und zierlich und heilig halten, was uns Ekel und Abscheu erwecket. Ein gequetschter Knorpel von Nase, schlappe bis auf den Nabel herabhängende Brüste, den ganzen Körper mit einer Schminke aus Ziegenfett und Ruß an der Sonne durchbeizet, die Haarlocken von Schmer triefend, Füße und Arme mit frischem Gedärme umwunden: dies denke man sich an dem Gegenstande einer feurigen, ehrfurchtsvollen, zärtlichen Liebe; dies höre man in der edeln Sprache des Ernstes und der Bewunderung ausgedrückt, und enthalte sich des Lachens!<sup>111</sup>

Wieland lässt einen Griechen zur Bekundung seines Schönheitsideals anrufen, doch bevor dieser etwas äußern kann, beklagt sich der Erzähler, es gäbe keine Griechen mehr, die die „Gniedische Venus“ kennen würden. Der Bezug lässt sich zur „Aphrodite von Knidos“ herstellen, eine lebensgroße weibliche Statue von Praxiteles, die als sehr realitätsnah galt. Lukian, der von Wieland übersetzt wurde, widmete der „gniedischen Venus“ ein Sinngedicht.

Mit einem Resümee zur Relativität aller unterschiedlichen Ansichten über die Begriffe der Schönheit („in anderen Planeten“<sup>112</sup>) schwenkt der Erzähler von seiner abschweifenden Betrachtung zur Hauptgeschichte zurück, nicht ohne davor noch Kikequetzal mit der griechischen Juno und der Fryne (Erstfassung: Phryne) zu vergleichen, die wiederum als berühmte Hetäre dem Bildhauer Praxiteles als Modell für seine „Aphrodite von Knidos“ Modell gestanden haben soll. Und die Geschichte Junos, die mithilfe des Gürtels der Venus den Göttervater bezirzte (diesmal ist es die römische Mythologie, die als Vergleichsbasis dient), ist ein weiteres Modell der unwiderstehlichen Anziehung der beiden jungen Menschen Kikequetzal und Koxkox.

Rolf Peter Janz kommt in seinen literarischen Betrachtungen über das Prinzip der Schönheit, erweitert um den Begriff der Anmut, auf dieselbe Geschichte zu sprechen, die übrigens auch Friedrich Schiller in seiner Betrachtung „Über Anmut und Würde“ aufnimmt. Das Schöne, so Janz` Ausführungen, brauche die Anmut, um attraktiv zu wirken. Und die Anmut, das wäre ein Kontrapunkt, etwas Irritierendes oder, wie in Junos Geschichte, ein Gürtel. Bei der Betrachtung der

<sup>110</sup> Vgl. Gotthold Ephraim Lessing: „Laokoon.“ Oder: Über die Grenzen der Malerei und Poesie. Mit beiläufigen Erläuterungen verschiedener Punkte der alten Kunstgeschichte. Stuttgart: Reclam 1994 (=Reclams Universalbibliothek. 271.)

<sup>111</sup> Ebda, S. 180

<sup>112</sup> Wieland: Koxkox, S. 16

Titianischen Venus wird die runde Linie als Schönheitsideal betont. Kikequetzal, wir erinnern uns, trägt nicht glattes Haar, sondern betont lockiges („Haare flossen ihr in natürlichen Locken um den erhabenen Busen.“<sup>113</sup>). Die runde, schlangenförmige Linie, die wohl auch Wielands klassischem Schönheitskonzept entsprach, zeichnet sich schon am gesamten Körper ab: „... vom Wirbel ihres Hauptes bis zu den Knöcheln ihrer schönen Füße war nichts eckiges zu sehen noch zu fühlen.“<sup>114</sup> Konnte sich Wieland für sein Konzept von Schönheit nicht von alten Mustern lösen? Immerhin, er legt nahe, dass es auf die jeweilige kulturelle Perspektive ankomme.

In diesem Kapitel erhält Kikequetzal ihren Namen. In der Erstfassung erscheint der Name als Kikequetzal, der in der Ausgabe von 1795 zu Kikequetzel wird. Der extradiegetische Erzähler scheint sich mit dem ungewöhnlichen Namen wenig anfreunden zu können. Der Klang der „höchst verfeinerten Ohren“ oder, wie es in der späteren Fassung heißt, „modernen Ohren“, der von „Cefisen, Cidalisen, Adelaiden und Zoraiden, Nadinen und Aminen, Belinden und Rosalinen“ verwöhnt ist, trifft bei dem Namen der mexikanischen Schönheit auf ein Vorurteil, dem der Dichter entgegentreten will.

Der Name Cefis dürfte laut einer Recherche im Internet nicht zu den gebräuchlichsten gehören, und wenn, dann eher als Nachname in Italien. Möglicherweise existiert im Namen Zephyse eine andere, gebräuchlichere Variante.

Cidalise ist ein im heutigen Frankreich wenig gebräuchlicher Name. In einem libertinen Text des 18. Jahrhundert kommt dieser in Claude Prospere Joljot de Crébillons „La nuit el le moment“<sup>115</sup> vor. Es ist gut möglich, dass Wieland Kenntnis von diesem 1755 veröffentlichten Text besaß.

Der Name Adelaide oder Adelaida gehört heute zu den seltenen, eher exotischen Vornamen und lässt viele an die südaustralische Stadt gleichen Namens denken, die im Übrigen nach einer deutschen Prinzessin, Adelheit von Sachsen-Meiningen, benannt wurde.

Der Name Zoraide verweist wiederum in den arabischen Sprachraum und ist etwas später, 1813, mit Rossinis Oper „Ricciardo e Zoraide“ bekannt geworden. Eine Zoraide spielt auch in Ferdinand Raimunds Zauberposse „Der Barometermacher auf der Zauberinsel“ eine Rolle, ein Stoff, der auf Friedrich Hildebrand von Einsiedels Märchen „Die Prinzessin mit der langen Nase“ zurückgeht, das wiederum in Wielands Märchensammlung „Dschinnistan“ Aufnahme fand. Diese Textsammlung sollte nicht nur für Ferdinand Raimund, sondern auch für Wolfgang Amadeus Mozarts „Zauberflöte“ und auch noch später für Karl May eine Quelle der Inspiration werden.

---

<sup>113</sup> Ebda.

<sup>114</sup> Ebda.

<sup>115</sup> Vgl. den Hinweis in Paul J. Young: *Seducing the Eighteenth-Century French Reader: Reading, Writing, and the Question of Pleasure*. New York: Routledge 2016 und die digitalisierte Fassung unter: [https://fr.wikisource.org/wiki/La\\_Nuit\\_et\\_le\\_Moment](https://fr.wikisource.org/wiki/La_Nuit_et_le_Moment)

Der Name Nadine, der sich über das Französische vom russischen Wort für Hoffnung (*Надежда*) ableitet, ist im deutschsprachigen Raum erst im zwanzigsten Jahrhundert populär geworden. Wieland scheint von diesem Namen angetan gewesen zu sein, denn er verwendete ihn 1769 als Titel für eine Erzählung und ein Gedicht.

Der Name Amine mit seinen Varianten verweist ebenfalls auf den arabischen Sprachraum.

Die Ursprünge des Namens Belinde gehen wohl ins Althochdeutsche zurück. Wieland dürfte Alexander Popes Komödie „The Rape of the Lock“ gekannt haben, in der eine weibliche Figur namens Belinde vorkommt.

Schließlich bleibt von der Aufzählung wohlklingender Namen noch Rosalinde übrig. Auch dieser Name verweist auf althochdeutsche Ursprünge. Wieland wird ihm bei seinen Shakespeare-Übersetzungen begegnet sein. In dem Stück „As you like it“ spielt Rosalind eine weibliche Hauptrolle.

Es ist ein gelungenes Stück Selbstironie, wenn der Erzähler nun, nachdem er noch kurz die Namen Zilia und Alzire ins Spiel gebracht hat, die eigentümlichen Namen mit der Ernsthaftigkeit der literarischen Formen in Verbindung bringt. „Aber was für eine Wirkung würde Kikequetzel in einer Tragödie oder in einem Heldengedicht, oder nur in einer kleinen Novelle thun - Koxkox und Kikequetzel! - Wehe dem Dichter, der den Einfall hätte, diese Nahmen über das mühevollen Werk seiner Nachtwachen zu setzen! Alle Grazien und Liebesgötter könnten ihn nicht gegen das Lächerliche und Indecente in dem Nahmen Kikequetzel schützen.“<sup>116</sup>

Unter Zilia findet man in einschlägigen Namensverzeichnissen den Verweis auf eine venezianische Kurzform von Cecilia bzw. eine Abkürzung für Celestina. Wieland dürfte den Roman „Lettres d’une Péruvienne“ von Françoise de Grafigny gekannt haben. In ihrem Briefroman aus dem Jahr 1747 ist die Protagonistin eine Inka-Prinzessin namens Zilia, die während der Zeit der Eroberung Perus nach Frankreich entführt wird.<sup>117</sup> Aus der Perspektive der „Edlen Wilden“ bietet dieser Zugang von außen Anlass zur Gesellschaftskritik.

Alzire ist wiederum der Name einer literarischen Figur in Voltaires gleichnamigem Theaterstück „Alzire ou les Américains“, das 1736 in Paris uraufgeführt wurde und als das erste Bühnenwerk der französischen Literatur gilt, das in Amerika (Peru) spielt.

Im Hintergrund der Begegnungsszene irrlichtern Elemente des biblischen Schöpfungsmythos um Adam und Eva, aber eben nur in Anspielungen und als Versatzstücke. Zuerst existierte bzw. überlebte der Mann. Beide werden von Einsamkeit geplagt. Die Frau in Wielands Erzählung ist plötzlich da. Und eine Schlange spielt auch eine Rolle, die für die Namensgebung nicht unwichtig

---

<sup>116</sup> Wieland: Koxkox, S. 17

<sup>117</sup> Vgl. Jeanette Gonsior: Briefroman und Emanzipation: Zur Kritik an der 'condition féminine' im 18. Jahrhundert. Betrachtung von Françoise de Grafignys 'Lettres d'une Péruvienne'. München: Grin 2009

ist. Der Erzähler gibt die Übersetzung des weiblichen Namens preis: Freude des Lebens. Doch in der Erstbezeichnung trug Koxkox` geliebter grauer Papagei den Namen. Der Vogel hatte das Unglück, von einer Schlange gefressen zu werden. Als Erinnerung und Übertragung der Bezeichnung für sein Liebstes auf der Welt erhielt das Mädchen nach geraumer Zeit, in der es nicht notwendig gewesen war, einen Namen zu tragen, den Namen des Papageis.

Die „schwachen Creaturen“<sup>118</sup> der Erstfassung werden im 17. Kapitel nicht mit einem K versehen, sondern gleich zu „schwachen Geschöpfen“<sup>119</sup>.

Dafür wird der Ausdruck „cacochymische Seele“<sup>120</sup> in der späteren Fassung konsequent mit k geschrieben: „kakochymische Seele“<sup>121</sup>. Aber was meint der Autor mit diesem Ausdruck? Zunächst wird man in einschlägigen zeitgenössischen medizinischen Handbüchern fündig.<sup>122</sup> Die Etymologie leitet sich aus dem Griechischen her und bezeichnet einen schlechten Zustand der Körpersäfte. Von den bereits erwähnten medizinischen Veröffentlichungen abgesehen verwenden neben Wieland auch noch Jean Paul und Lichtenberg den Ausdruck. Jean Paul spricht in „Die unsichtbare Loge“ von einem „kakochymischen Nachmittag“<sup>123</sup> und Georg Christoph Lichtenberg spricht in seinen „Sudelbüchern“ von einer „kakochymischen Miene“<sup>124</sup>.

Auch das Grimm'sche Wörterbuch kennt den Ausdruck und zitiert dabei Wielands mexikanische Geschichte, allerdings unter dem Eintrag „Hühnerbrühe“: „eines von den schwachen geschöpfen, ... deren kakochymische seele nichts als molken und leichte hühnerbrühen verdauen kann.“<sup>125</sup>

Entgegen der Tendenz, in der zweiten Fassung mehr Wörter ins Deutsche zu übersetzen und den Reiz exotisch klingender Fremdwörter in gewisse Bahnen zu lenken, entschied sich Wieland für die Ausweitung eines griechischen Ausdrucks. In der Erstfassung gibt es ein „ $\alpha\omega$  oder  $\chi\alpha\tau\omega$ “<sup>126</sup>, das in der späteren Fassung zu einem „ $\alpha\omega$  και  $\chi\alpha\tau\omega$ “<sup>127</sup> wird. Der Kommentarband zu den „Beyträgen“ übersetzt das mit „Oben (...) oder unten [...]“.<sup>128</sup>

---

<sup>118</sup> Wieland: Beyträge, S. 71

<sup>119</sup> Wieland: Koxkox, S. 35

<sup>120</sup> Wieland: Beyträge, S. 71

<sup>121</sup> Wieland: Koxkox, S. 35

<sup>122</sup> Vgl. Versuch einer allgemeinen praktischen Heilkunde. Leipzig: Schwickertscher Verlag 1793 (Online: [https://books.google.at/books?id=nts\\_AAAAcAAJ](https://books.google.at/books?id=nts_AAAAcAAJ) abgerufen am 3.2.2018)

<sup>123</sup> Jean Paul: Die unsichtbare Loge. In: J. P.: Werke in drei Bänden. Hg. von Norbert Miller. Nachwort von Walter Höllerer. Bd. 1, München: Hanser 1982, S. 105

<sup>124</sup> Georg Christoph Lichtenberg: Schriften und Briefe. Hg. von Wolfgang Promies. Kommentar zu Bd. 1 u. Bd. 2. 5. Aufl. Berlin: Zweitausendeins 1994, Anm. 162  
[https://archive.org/stream/LichtenbergSchriftenUndBriefeBd12kommentar/Lichtenberg1a2aKommentar\\_djvu.txt](https://archive.org/stream/LichtenbergSchriftenUndBriefeBd12kommentar/Lichtenberg1a2aKommentar_djvu.txt) (8. 10. 2017)

<sup>125</sup> Grimm, Jakob u. Wilhelm: Deutsches Wörterbuch, Sp. 1878

<sup>126</sup> Wieland: Beyträge, S. 72

<sup>127</sup> Wieland: Koxkox, S. 35

<sup>128</sup> Hans-Peter Nowitzki, Martin Schmeisser (Hg.): Apparat: [Sokrates mainomenos] oder die Dialogen des Diogenes von Sinope, S. 467

Das Wort „diensam“ wird man heute mit „dienlich“ übersetzen können. Für das „sollennisieren“ gibt der Apparat „feiern“ an, ein Wort, das Grimm in seinem Wörterbuch nicht verzeichnet. Wieland dürfte sich an dem französischen Adjektiv „sollenelle“ (feierlich) orientiert haben.

Die durchgehende Tendenz, Fremdwörter der Erstfassung durch deutsche Ausdrücke in der Zweitfassung zu ersetzen, haben wir bereits mehrfach angesprochen. Wielands Übersetzung von „Indolenz“<sup>129</sup> mit „Schläfrigkeit“<sup>130</sup> erstaunt in diesem Zusammenhang dann doch, da wir unter Indolenz eher eine Übersetzung im Sinn von Schmerzunempfindlichkeit verstehen würden. Aber vielleicht wollte Wieland das Wort Indolenz gar nicht übersetzen, sondern entschied sich für einen ihm passenderen Ausdruck.

Die Neigung, deutsche Ausdrücke zu verwenden, lässt sich auch am Wort „abstrahieren“<sup>131</sup> festmachen, das in der späteren Fassung zu einem einfachen „abziehen“<sup>132</sup> wird.

Es folgt im Kapitel zehn des zweiten Bandes der Versuch des Erzählers, für Kikequetzals Verhalten Verständnis aufzubringen. Zunächst wird die Vergewaltigung durch ihren Landsmann als tierischer Akt beschrieben. Das Animalische ist in der Figurencharakteristik bei allen Protagonisten präsent, alle Namen, die sich aus dem Nahuatl herleiten lassen, bergen in sich einen Bezug zu etwas Tierischem. Und das Verhalten des neu aufgetauchten Mannes wird am Anfang des Kapitels mit den Kategorien von Buffon beschrieben, denen wir an anderer Stelle bereits begegnet sind.

Doch ist es damit noch nicht vollends getan. Immerhin kann sich der Muskelprotz mit antiken Anklängen zu einem Bewusstseinszustand erheben, der sein eigenes Verhalten reflektiert. Eine „sittliche Regung“ tut sich in ihm auf, „daß er einer so liebenswürdigen Creatur nicht wie ein Mann, sondern wie ein Pavian begegnet habe.“<sup>133</sup> Die spätere Fassung verwendet die Schreibweise „Bavian“<sup>134</sup>. Das Zedler'sche Universallexikon führt beide Begriffe nicht an. Das Grimm'sche Wörterbuch gibt die erste Verwendung des Begriffes im Deutschen mit dem Jahr 1555 an und ergänzt die metaphorische Bedeutung „verächtlich angewandt auf einen hässlichen dummen menschen“<sup>135</sup>. Adelung kennt die Version „Bavian“<sup>136</sup> und gibt nach der Beschreibung dieser Affenart eine ungesicherte Etymologie an.

Kikequetzal wird in ihrer Abneigung und Ablehnung vom Klang ihrer Muttersprache aus dem Konzept gebracht. Gepaart mit der Bitte um Vergebung des Vergewaltigers schenkt sie ihm Aufmerksamkeit. Der Philosoph, der den Vorgang der Vergewaltigung mit einem Achselzucken quittiert, greift zum Vergleich wieder weit aus und bringt Faustina ins Spiel, die Gemahlin des

---

<sup>129</sup> Ebda, S. 98

<sup>130</sup> Wieland: Koxkox, S. 52

<sup>131</sup> Wieland: Beyträge, S. 99

<sup>132</sup> Wieland: Koxkox, S. 52

<sup>133</sup> Wieland: Beyträge, S. 137

<sup>134</sup> Wieland: Koxkox, S. 73

<sup>135</sup> Grimm'sches Wörterbuch, Bd. 13, Sp. 1515

<sup>136</sup> Adelung: Wörterbuch, Bd. 1, S. 770

Kaisers Markus Antonius. Dabei handelt es sich um Faustina die Jüngere, die sich laut einer Biographie der Gemahlinnen des Römischen Reiches<sup>137</sup> Hals über Kopf in einen schönen Fechter verliebte und auf das Anraten der Chaldäer davon wieder geheilt wurde, indem ihr Ehemann ihr dessen Blut zu trinken gab.

Wichtiger als die Details ist wohl die Grundaussage in der Charakterisierung der Mexikanerin: Was diesen Naturmenschen widerfährt, das ist schon anderen, Bedeutenderen widerfahren und davor sind auch die direkt angesprochenen Leserinnen nicht gefeit. Mit dem Unterschied, dass es heutzutage, also zur Zeit der Niederschrift, keine so ungestüme Fechter und Herkulesse mehr gebe. Womit Kikequetzal für ihr Verhalten entschuldigt wird. Die Schuldfrage stellt der Text ausschließlich für die Frau, das Verhalten des Mannes liegt laut Tlantlaquakapatli so sehr im Triebhaften, dass sich bei ihm die Schuldfrage in diesem Sinn gar nicht stellt.

Über das Wiedersehen der Protagonisten im Kapitel 14 scheinen sich alle zu freuen. Der Erzähler bezeichnet die Kontrahenten als alte Freunde und jeder scheint für sich die Hoffnung auf eine bessere Existenz zu hegen. Für Tlaquatzin ist es die Aussicht auf einen kleinen „Harem“<sup>138</sup>, der in der älteren Fassung noch als „Serail“<sup>139</sup> bezeichnet wird. Das Grimm'sche Wörterbuch verweist in seinem Eintrag auf die Verwechslung zwischen Serai(l) und Harem, wobei der erste Ausdruck nur auf den Palast des Sultans verweist. Als Beispiel für die Wortverwendung verweist das Grimm'sche Wörterbuch auf Wielands „Danischment“.<sup>140</sup>

Neben den Aussichten auf sexuelle Diversität führt der Erzähler einen weiteren Grund für Tlaquatzins Wohlwollen an: Er betrachtet Koxkox als seine zukünftige Arbeitskraft. Damit wird der Muskelprotz zum Prototyp des Gewaltherrschers.

Koxkox selbst, „welcher so einfältig nicht war als er aussah“<sup>141</sup>, verfolgt einen Gedanken, den er sich schon anlässlich der Vertreibung zurechtgelegt hatte: die Gelegenheit zur Rache.

Immerhin kommt ihm gelegen, dass Kikequetzal mittlerweile den himmelblauen Kopfputz wieder trägt.

Das Fremdwort der „Salacität“<sup>142</sup> (Lüsternheit), die sich von Generation zu Generation übertrug, wurde in beiden Fassungen beibehalten.<sup>143</sup> Die Aufgabe der Erziehung sieht der mexikanische Philosoph bei den Frauen, die sich wiederum lieber ihrer Ausgelassenheit hingaben. Die Männer werden beim Punkt der Erziehung nicht angesprochen.

<sup>137</sup> Vgl. Hans-Peter Nowitzki, Martin Schmeisser (Hg.): Apparat, S. 636-639

<sup>138</sup> Ebda, S. 83

<sup>139</sup> Wieland: Beyträge, S. 155

<sup>140</sup> Vgl. Grimm'sches Wörterbuch, Bd. 16 Sp. 618

<sup>141</sup> Wieland: Beyträge, S. 155

<sup>142</sup> Ebda, S. 159

<sup>143</sup> Vgl. Wieland: Koxkox, S. 85

Das Auseinanderbrechen der familiären Bindungen hat das Auseinanderbrechen der gesellschaftlichen Ordnung zur Folge. Das Recht des Stärkeren setzte sich durch mit der Folge von „Gewalttätigkeiten und Fehden ohne Zahl.“<sup>144</sup>

Unter dieser Entwicklung litt nun nicht nur die Liebe, sondern auch die Kunst: „die Begierde Gemächlichkeiten zu erfinden, sich ein angenehmeres Leben zu verschaffen, welche die Mutter der Künste ist, - wurden im Keim erstickt.“<sup>145</sup>

An dieser Stelle entwirft sich der Erzähler der ersten Person Plural als maskuliner: „Die Liebe für eine Frau, die wir als die Hälfte unseres Wesens ansehen, ...“<sup>146</sup> In der späteren Fassung wird das Wort „Frau“ durch „Weib“<sup>147</sup> ersetzt. Koxkox und Tlaquatzin werden als Stammväter angesprochen<sup>148</sup>, Kikequetzal hat nicht nur ihre einzigartige Stellung als Stammesmutter eingeübt, sie ist überhaupt aus der Erzählung gefallen und gilt offensichtlich nicht mehr als erwähnenswert.

Ein weiterer Erzähler tritt auf: „So schildert uns, sagt Tlantlaquacapantli, die Geschichte die Sitten unsrer ältesten Vorfahren.“<sup>149</sup> In der jüngeren Fassung werden die „Sitten“ durch den „Zustand“<sup>150</sup> ersetzt. Die Geschichte wird hier also personifiziert und zu Schilderungen fähig gehalten.

Eine Ortsangabe bringt den Lesern noch einmal den mexikanischen Hintergrund ins Bewusstsein: das Gebirge von „Kulhuacan“<sup>151</sup>. Der Name Culhuacán bzw. Colhuacan, heute im Stadtgebiet der Metropole Mexiko-Stadt gelegen, bezeichnet einen prähispanischen toltekischen Siedlungsort, die erste toltekische Hauptstadt im Tal von Mexiko.<sup>152</sup>

## 2. Intertextualität: Kondensiertes Weltwissen

Unter Intertextualität verstehe ich den Bezug zu anderen, besonders literarischen Texten, die sich im Untersuchungsgegenstand feststellen lassen.<sup>153</sup> Grade bei Wieland ist der schon angesprochene Weltbezug in erster Linie ein literarischer. Die erzählten Abenteuer sind keine Verarbeitung selbst erlebter Ereignisse. Wieland kam zeit seines Lebens über einen relativ beschränkten geographischen

---

<sup>144</sup> Wieland: Beiträge, S. 161

<sup>145</sup> Ebda.

<sup>146</sup> Ebda.

<sup>147</sup> Wieland: Koxkox, S. 86

<sup>148</sup> Wieland: Beiträge, S. 162

<sup>149</sup> Ebda.

<sup>150</sup> Wieland: Koxkox, S. 87

<sup>151</sup> Wieland: Beiträge, S. 163

<sup>152</sup> Vgl. Diccionario Porrúa. Historia, Biografía y Geografía de México. 6ª edición. Tomo 1. México, D. F.: Ed. Porrúa 1995 u. Hans-Peter Nowitzki, Martin Schmeisser (Hg.): Apparatus, S. 640

<sup>153</sup> Vgl. Ansgar Nünning (Hg.): Metzlers Lexikon Literatur- und Kunsttheorie, Eintrag Intertextualitätstheorien und Intertextualität, S. 241

Raum nicht hinaus. Weitläufig und horizontüberschreitend wird er in seinen literarischen Bezügen, die ihn in alle fiktionalen Himmelsrichtungen ausschwärmen ließen.

## 2.1 Bezüge zur antiken Welt

Mit seiner Vorliebe für antike Verweise steht Wieland in seiner Zeit nicht alleine da. Dennoch unterscheidet sich sein Zugang zur antiken Welt durch einen ganz speziellen Zugang, wie ihn Volker Riedel auf den Punkt zu bringen versucht:

In Wielands Umgang mit dem antiken <Erbe> schlägt sich eine weltoffene, urbane, skeptisch-ironische Haltung nieder, wie sie auch bedeutenden Humanisten (Ersamus von Rotterdam oder Willibald Pirckheimer) eigen war – ja, in seinem Schaffen herrscht, über die konkrete Aufnahme in den einzelnen Werken und die bisweilen jäh Wendungen in seinen Konzeptionen hinaus, ein heiter-überlegenes Klima, das gleichermaßen auf einer inneren Wesensverwandtschaft mit bestimmten Seiten der Antike wie auf einem feinen Gespür für Distanz beruht.<sup>154</sup>

Ein Gelehrter namens Hüet („Hüet und seines gleichen“<sup>155</sup>), der Name taucht in beiden Fassungen auf, wird ohne Vornamen genannt und deutet auf den Bereich der Philologie oder Altertumskunde hin. Damit ist Pierre Daniel Huet (1630-1721) gemeint, ein vielfach interessierter Gelehrter und Geistlicher, der neben einer Geschichte des Romans auch eine mehrbändige Sammlung delphischer Klassiker herausgab.<sup>156</sup>

Der Name Huet taucht schließlich ein zweites Mal auf. Bemerkenswert ist der Wechsel des Erzählers, der hier zum ersten Mal personalisiert auftritt, und zwar in der Erstfassung als Wir („so überlassen wir diese Frage...“) und in der Vergleichsfassung von 1795 als bescheidenes Ich: „Ich bin nicht belesen genug, mit seinem so belesenen Manne wie Hüet zu haberechten.“

Das elfte Kapitel unterstreicht die Schönheit Kikequetzels aus Mangel an Vergleichbarem. Der Erzähler bemüht eine ganze Reihe bedeutender historischer und fiktiver Frauengestalten, um die Vorzüge Kikequetzels hervorstreichen. Zu Cleopatra muss in diesem Zusammenhang nicht viel gesagt werden, sie steht am Beginn der Aufzählung und ist wohl die berühmteste von allen. Neben den vielen historischen Cleopatras dürfte es dabei um Kleopatra VII. gehen, die als letzte Pharaonin des ägyptischen Reiches galt und zur Geliebten von Julius Caesar sowie von Marcus Antonius wurde, bis sie mit diesem Selbstmord beging (30 v. Chr.).

Poppäa ist vor allem als Gattin Neros in die Geschichte eingegangen. Sie umgibt ein Ruf von luxuriöser, ausschweifender Schönheit gepaart mit berechnender Grausamkeit.

<sup>154</sup> Volker Riedel: Antikenrezeption in der deutschen Literatur vom Renaissance-Humanismus bis zur Gegenwart. Eine Einführung. Stuttgart, Weimar: J. B. Metzler 2000, S. 145

<sup>155</sup> Wieland: Koxkox, S. 6

<sup>156</sup> Vgl. Hans-Peter Nowitzki u. Martin Schmeisser (Hg.): Apparat: [Sokrates mainomenos] oder die Dialogen des Diogenes von Sinope. Beiträge zur Geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens. Combabus. Januar 1770 – Mai 1772. [112-114]. Berlin, Boston: De Gruyter 2016 (=Wielands Werke. Bd. 9.2.1.), S. 446

Die Erstfassung ist im ersten Absatz des neuen Kapitels etwas ausführlicher als die Spätfassung und ergänzt einen Einschub, der sich auf den Jüngling bezieht („der erste, den sie in ihrem Leben sah“). Auch hier wird das Spiel eines inszenierten Erzählers mit Defiziten der Wahrnehmung fortgesetzt. Zuerst, am Eingang des Kapitels, erhebt sich der Erzähler noch in einer mehr wissenden Pose zusammen mit den Lesern über seine Figur Kikequetzal („wie wir wissen, - sie aber nicht wissen konnte bis sie es sah“<sup>157</sup>), jetzt tritt er hinter die Erfahrungen seiner Leserinnen ostentativ zurück: „Damen können sich leichter vorstellen, als ichs beschreiben könnte, wie sehr sie über diesen Anblick erschrak.“<sup>158</sup>

Die Liste der erwähnten Naturforscher bedarf keiner eingehenden Besprechung, Aristoteles gilt als Grundsäule der abendländischen Philosophie, wird hier aber mit seinen naturwissenschaftlichen Verdiensten angesprochen, die er vor allem im Bereich der Biologie und Physik erlangte.

Bei Theophrast sollte man weniger an Theophrastus Bombastus von Hohenheim denken, der unter dem Namen Paracelsus Berühmtheit erlangte, sondern an Theophrastos von Eresos (371 bis 287 v. Chr.), einem Schüler von Aristoteles, der als Naturforscher für seine Erkenntnisse in der Baumkunde, die wiederum für den Schiffsbau der Griechen von Bedeutung war, Verdienste erlangte.

Mit Plinius meint Wieland wohl Plinius den Älteren (23/24 - 79), der sich mit seiner 37-bändigen „Naturalis Historia“ einen Namen machte.

Avicenna ist der latinisierte Name von Abū Alī al Husain ibn Abd Allāh ibn Sinā (980-1037), persischer Arzt und an vielen Wissenschaftsdisziplinen seiner Zeit interessiert, besonders aber an Physik, Astronomie und Alchemie. Avicenna ist in dieser Reihe nicht das von Wieland oft bemühte exotische Element, sondern als Arzt und Philosoph eine der herausragendsten Persönlichkeiten seiner Zeit.

Der Erzähler stellt also seinen Philosophen Tlantlaquacapatli/Tlantlaquakapatli in die Reihe der bedeutendsten Köpfe seit der Antike, noch mehr, das aus Unachtsamkeit verursachte Fehlen einer anschaulichen Zeichnung der Position des Kopfes von Koxkox, als Kikequetzal erwachte, hätte so manche geistige Bemühungen der im Text aufgelisteten Berühmten überflüssig erscheinen lassen.

„Des Menschen Herz hat seine eigene Logik“ stellt der Erzähler apodiktisch fest und bezieht sich in der Charakterisierung letzterer als eine sehr gute auf den „Ehrw. P. Malebranche“ bzw. „ehrw. Pater Malebranche“, wie die spätere Fassung formuliert. Nicolas Malebranche (1638-1715), der Wieland hier die Argumentation mittels seines Namens zu untermauern hilft, war ein Philosoph und Kleriker. Als Hauptwerk gilt seine dreibändige Abhandlung „De la recherche de la vérité“ (Von der

---

<sup>157</sup> Wieland: Koxkox, S. 36

<sup>158</sup> Ebda, S. 37

Erforschung der Wahrheit). Ins Zentrum seiner Überlegungen rückt ein möglicher Ausgleich zwischen Theologie und Philosophie.<sup>159</sup>

In beiden Fassungen ist eine Phrase eingerückt: „An Chloens Brust von Nichtstun auszuruhen,“<sup>160</sup> die den Ausdruck des Schäferglücks noch unterstreichen soll. Nun ist das, was als Zitat ausgewiesen ist, nicht als Zitat nachweisbar, zumindest nicht als wörtliches. Über die Bezugnahme auf die griechische Göttin Chloe (Demeter) lassen sich wiederum literarische Bezüge herstellen. Von dem griechischen Schriftsteller Longos stammt ein Klassiker der bukolischen Literatur namens „Daphnis und Chloe“ aus dem dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Der Bezug zu den beiden Protagonisten dieses antiken Romans kommt nicht von ungefähr. Auch hier haben wir es mit einem Paar zu tun, zwei Kindern, die ohne ihre Eltern leben und bei Hirten auf der Insel Lesbos aufwachsen, die aufeinander treffen und sich verlieben.<sup>161</sup>

Die Unterschiede beider Fassungen lassen sich mit einigen deutschen Präferenzen für die zweite Fassung zusammenfassen. So erscheint das „Particular-System“<sup>162</sup> der Erstfassung als „besondere[s] System“<sup>163</sup> der einteiligen Fassung. Genauso ergeht es dem „Concurs besonderer Zustände“<sup>164</sup>, der zum „Zusammenfluss besonderer Umstände“<sup>165</sup> wird.

Der Erzähler resümiert, die beiden Mexikaner hätten wegen ihrer Lebensrealität keine Notwendigkeit zur Herausbildung einer eigenen Sprache gehabt. Das erscheint im Kontext der weiteren Erzählung widersprüchlich. Immerhin wird Kikequetzal als Angehörige eines anderen Stammes gekennzeichnet, der sich durch eine eigene, andere Sprache auszeichnet. Außerdem geht das Argument auch an der Figur des mexikanischen Philosophen vorbei, der, wenn auch in sehr direkter Form, wie die Leser im Text erfahren haben, durchaus über eine komplexe Sprache verfügt, um uns von seinen beiden Vorfahren zu erzählen.

Der Erzähler im 13. Kapitel des 2. Bandes bemüht wieder einmal die antike Mythologie und vergleicht diese mit den Augen eines Archäologen mit Dejanira, der Tochter des mythischen Königs Oimeus von Kaledon.<sup>166</sup> Als Koxkox nach einigen Wochen die Sehnsucht nach seiner Kikequetzal packt, kommt ihm die Idee zum Frauentausch. Die vorgefundene Tante könnte „im Nothfall für zwei gelten“<sup>167</sup>. Die Idee, andere Überlebende zu besuchen, findet allgemeine Zustimmung. Der Antrieb

<sup>159</sup> Vgl. Jürgen Grimm u. Susanne Hartwig: Französische Literaturgeschichte. 6. vollständig neubearbeitete Aufl. Stuttgart, Weimar: J. B. Metzler 2014, S. 190

<sup>160</sup> Wieland: Beyträge, S. 109 u. Wieland: Koxkox, S. 58

<sup>161</sup> Vgl. Kindlers Literaturlexikon. Hg. von Heinz Ludwig Arnold. 3. völlig neu bearbeitete Aufl. Bd. 10. Stuttgart, Weimar: J. B. Metzler 2009, S. 279

<sup>162</sup> Wieland: Beyträge, S. 108

<sup>163</sup> Wieland: Koxkox, S. 57

<sup>164</sup> Wieland: Beyträge, S. 109

<sup>165</sup> Wieland: Koxkox, S. 58

<sup>166</sup> Vgl. Lexikon der Antike, S. 126

<sup>167</sup> Wieland: Beyträge, S. 153

für den Ortswechsel, zu dem sich „die drei Schönen reisefertig“<sup>168</sup> gemacht haben, ist eindeutig: „mehr Männer“<sup>169</sup>.

Zunächst spielt der Erzähler auf die Republik-Vorstellung von Platon an, in der Frauen eine besondere Stellung einnehmen. Der Kommentarband verweist auf die Quelle von Platons Politeia („Der Staat“), in dem das utopische Familienleben besonderen Regeln unterworfen ist. Besonders im fünften und sechsten Buch skizziert Platon die Gemeinschaft dergestalt, dass den Frauen nach der Geburt die Kinder abgenommen werden sollten. Die Fortpflanzung ist an die Idee der Zuchtwahl gebunden. Die kräftigsten Frauen und Männer sollten diese übernehmen. Die Kinder kennen ihre Eltern nicht und umgekehrt.<sup>170</sup> Der Erzähler geht zu diesen Möglichkeiten der Gestaltung des menschlichen Zusammenlebens auf Distanz. Der Unterschied beider Fassungen besteht in einer Formulierungsvariante: Aus „in diesem Punkte“<sup>171</sup> wird in der Spätfassung „in diesem Stücke“<sup>172</sup>.

Im weiteren Verlauf kommt Tlantlaquacapatli wieder zu Wort und konstatiert die faktische Herrschaft der Frauen in dieser mexikanischen Kolonie, die in beiden Fassungen nur durch die C- und K-Schreibung (spätere Fassung) voneinander abweicht. Das Grimm'sche Wörterbuch weist noch auf die übliche Schreibung mit C hin und gibt in seiner Erklärung an, dass es sich um eine „auswärtige (meist überseeische) durch Eroberung oder Landnahme erworbene Besetzung eines Staates, in politischer und wirtschaftlicher Abhängigkeit“ handelt.

Diese Erklärung verwundert im Zusammenhang mit unserer Erzählung, denn bisher galt der erzählte Ort eher als unbeschriebener Ort, der zwar eine Vorgeschichte aufwies, aber nach der Tabula rasa des Kometenschweifens neu entstanden war und paradiesische, inselhafte Vorstellungen hervorrief.

Die räumliche Vorstellung einer Insel scheint prädestiniert für literarische utopische Experimente<sup>173</sup>, selbst wenn sie sich nur in der Vorstellung der Protagonisten ausprägen. In einer Episode des aufklärerischen Romans „Insel Felsenburg“ von Johann Gottfried Schnabel beginnt Lemelie sich mit dem Inseldasein anzufreunden und drückt dies sehr zum Missfallen der verheirateten Concordia mit deutlichen Worten aus:

Ich schwere bey allen Heiligen, daß ich Zeit Lebens allhier in Ruhe zu bleiben die gröste Lust empfinde, es fehlen also nichts als zwey Weiber, vor mich und Mons. Albert, jedoch Monsieur, (sagte er zu Mons. van Leuven) was solte es wohl hindern, wenn wir uns bey dergleichen Umständen alle 3. mit einer Frau behülffen, fleißig Kinder zeugtheten. Mons. van Leuven schüttelte den Kopff,

---

<sup>168</sup> Ebda.

<sup>169</sup> Ebda.

<sup>170</sup> Vgl. Hans-Peter Nowitzki, Martin Schmeisser (Hg.): Apparat, S. 159-160

<sup>171</sup> Wieland: Beyträge, S. 156

<sup>172</sup> Wieland: Koxkox, S. 83

<sup>173</sup> Vgl. Erika Müller: Küste und Text: das "Empire" schreibt zurück. Die Antwort der "Calibane" auf Kolonialismus und Moderne. Wien: phil. Diss. 2002

weßwegen Lemelie sagte: ha Monsieur, man muß in solchen Fällen die Eyfersucht, den Eigensinn und den Eckel bey Seite setzen, denn weil wir hiesigen Orts keiner weltlichen Obrigkeit unterworffen sind, auch leichtlich von Niemand beunruhiget zu werden fürchten dürffen, so können wir uns Gesetze nach eigenem Gefallen machen, dem Himmel aber wird kein Verdruss erwecket, weil wir ihm zur Danckbarkeit, darvor, daß er uns von allen Menschen abgesondert hat, eine gantz neue Colonie erzeugen.<sup>174</sup>

Von einer politischen Dimension, die der Begriff der Kolonie impliziert, war bisher keine Rede. Und auch in der historischen Diskussion, - Wielands Text ist mit historischen Anspielungen ohnedies sparsam, wie wir gesehen haben - spielt der Begriff der Kolonie, angewandt auf Mexiko, eine gewisse Rolle. Octavio Paz wies in seiner groß angelegten Untersuchung zur mexikanischen Barockdichterin Sor Juana Inés de la Cruz den Status der Kolonie als von Spanien abhängiges Land vehement zurück.<sup>175</sup>

## 2.2 Bezüge zur europäischen und außereuropäischen Welt

Die Bezüge zu Cervantes sind bei Wieland äußerst zahlreich. Als eine Art Nachdichtung des „Don Quijote“ lässt sich sein Roman „Don Sylvio“ betrachten, und auch in anderen Werken wie dem „Neuen Amadis“ tauchen Bezüge zu Cervantes auf.<sup>176</sup> Horaz ist Wieland als Übersetzer seiner Satiren und Briefe bestens vertraut. Es ist ein ganzer literarischer Kosmos, auf den Wieland in seinen Texten immer wieder Bezug nimmt, die klassischen griechischen und lateinischen Autoren, die französische und englische Literatur, auch die spanische und italienische, und nicht zu vergessen die deutschen Autoren, auf die er sich immer wieder bezieht. Wieland ist ein literarischer Kosmopolit.

Im achten Kapitel werden Schönheitsideale verhandelt, und zwar interkulturell. Der Erzähler geht von den Darstellungen eines fiktiven mexikanischen Tizian oder, genauer ausgedrückt, mehrerer mexikanischer Tiziane aus, welche die Normen für den gängigen Schönheitsbegriff vorgeben.

Möglicherweise diene Tizians Gemälde „Venus von Urbino“, das in den Uffizien von Florenz aufbewahrt wird, als Vorlage für die Buchillustration. Dabei fällt im Unterschied zum Original auf, dass in der Buchillustration die Natur dominiert, während im Original ein vornehmes Gemach die Anordnung der unbekleideten Frau bestimmt. Während im Original die Venus den Betrachter direkt anblickt, bleibt die mexikanische Nymphe im Schlaf versunken, was wiederum der Schilderung der Erzählung entspricht. Die Haltung der Frauenfigur ist annähernd gleich, die in den Bildmittelpunkt

<sup>174</sup> Johann Gottfried Schnabel: Insel Felsenburg. Hg. von Volker Meid u. Ingeborg Springer-Strand. Stuttgart: Philipp Reclam Jun. 1979 (=Universal Bibliothek. 8419.), S. 156

<sup>175</sup> Vgl. Octavio Paz: Sor Juana Inés de la Cruz oder Die Fallstricke des Glaubens. Aus dem Spanischen von Maria Bamberg. Versübertragungen von Fritz Vogelgsang. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1991, S. 28-32

<sup>176</sup> Vgl. Fußnote 13 in Christoph Martin Wieland: Der Neue Amadis. Ein comisches Gedicht in Achtzehn Gesängen. Zürich: Haffmans 1995 (= Wielands Werke in Einzelausgaben. 3.), S. 56

gesetzte Scham lässt Tizian von der linken Hand bedecken, die Buchillustration bedient sich dafür einer Ranke. Andere Menschen sind beim anonymen Illustrator ausgespart, dafür dominieren über ihrem Kopf ein knorriger Baum und Büsche im Hintergrund.

Als Ideal der Schönheit ist Kikequetzal gleich bei ihrer Einführung in die Erzählung über gängige Schönheitsvorstellungen erhaben. Sie wird in die Nähe einer Göttin gesetzt, aber als Nymphe angesprochen („so nennen sie die Nymfe, von welcher hier die Rede ist“<sup>177</sup>), ist also gemäß der Überlieferung einer Göttin nicht gleichwertig, da sie sterblich ist, dafür aber mit der Symbolik für Natur, Fruchtbarkeit und Sexualität aufgeladen.<sup>178</sup>

Bei der Beschreibung des Gesundheitszustandes des Protagonisten taucht ein bedeutender Eingriff auf. In der Erstfassung sind es noch die „Compendiis der modernen Metaphysik“, auf die sich der Erzähler als Referenz bezieht. In der Zweitfassung wird dieser Bezugspunkt zu den „Handbüchern der Wolfischen Metafysik“<sup>179</sup>.

Der Bezug auf den Philosophen, Christian Wolff (1679-1754), der von protestantischer Seite unter Atheismusverdacht stand und auch von zeitgenössischen englischen bzw. französischen Philosophen angefeindet wurde, verleiht der erwähnten Szene eine bestimmte Komik.

Die Wendung „Candle“<sup>180</sup> seiner Lebensgeister, was immer das auch bedeuten mag, wird in der späteren Fassung zu den „Kanälen“<sup>181</sup> der Lebensgeister. Mag sein, dass es hier zu einem Druckfehler gekommen ist, im „Verzeichnis der beträchtlichsten Druckfehler im ersten Theil“<sup>182</sup> ist die Stelle nicht angeführt.

Schließlich wird noch der niederländische Mediziner, Chemiker und Botaniker Hermann Boerhaaven (1668-1738) als Referenz für den Gesundheitszustand von Koxkox herangezogen. Auf ihn geht die Entdeckung des Speiseröhrenrisses zurück und dieses Phänomen erhielt seinen Namen.

In diesem Kapitel verwendet Wieland einen Ausdruck, der in den scheinbar unendlichen Weiten der digitalen Archive mittels diverser Suchmaschinen nur Selbstbezügliches findet. Der Ausdruck „vielfarbichte Vizizilis“<sup>183</sup> oder „vielfarbige Wizizilis“, wie er in der Langfassung verschriftlicht wird, kommt offenbar nur in Wielands Erzählung vor und wurde von niemandem sonst aufgegriffen. Es geht bei dieser Stelle um das Erwachen der Natur, um Fliegen und Schmetterlinge und eben um Wizizilis, Insekten, die ein wollüstiges Leben führen und dieses alsbald wieder beschließen. Das Wort hat einen Anklang an die spanische Verballhornung des Namens eines

---

<sup>177</sup> Wieland: Koxkox, S. 15

<sup>178</sup> Vgl. Johannes Irscher (Hg.): Lexikon der Antike. 7. Aufl. Bindlach: Gondrom 1986, S. 389

<sup>179</sup> Wieland: Koxkox, S. 21

<sup>180</sup> Wieland: Beyträge, S. 45

<sup>181</sup> Wieland: Koxkox, S. 21

<sup>182</sup> Wieland: Beyträge, S. 273

<sup>183</sup> Ebda, S. 47

aztekischen Gottes, der Heinrich Heines Gedicht „Vizliputzli“<sup>184</sup> seinen Namen gab. Mehr als die klangliche Ähnlichkeit kann man aber in diesem Fall nicht feststellen.<sup>185</sup>

In beiden Fassungen wird auf den Mangel an naturwissenschaftlichen Erkenntnissen verwiesen, ein „Reaumürsche[s]“<sup>186</sup> Thermometer war dem Protagonisten nicht zur Hand, um die Wärmegrade des Tages zu bestimmen. Ähnlich verspielt lässt auch Robert Musil seinen „Mann ohne Eigenschaften“<sup>187</sup> mit klimatischen Begebenheiten beginnen. Leser und Leserinnen des 21. Jahrhunderts verbinden mit dem Reaumur’schen Thermometer keine konkreten Vorstellungen mehr. Bis zur vorletzten Jahrhundertwende wurde die Temperatur in Europa unter anderem auch nach der Reaumur’schen Skala angegeben, ein Messverfahren, das auf den französischen Naturforscher René-Antoine Ferchault de Réaumur zurückgeht, der im Übrigen auch die Einteilung der Bienen in Arbeitsbienen, Drohnen und Königin für sich beanspruchen kann.

Roxelane, auch unter dem Namen Roxolane bekannt, die nächste in der Aufzählung, führt von den antiken Frauengestalten weg zur wiederum exotisch anmutenden und nun nicht mehr bedrohlichen osmanischen Welt. Sie wurde zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Ruthenien, das damals zu Polen gehörte, geboren, wurde entführt und als Sklavin an den osmanischen Hof verkauft, wo sie nach und nach zur Frau des Sultans Süleyman I. aufstieg. Sie galt und gilt als herausragende Frau, einerseits wegen ihrer zwangsläufig Kulturen überschreitenden Erfahrung und andererseits wegen ihres Rufes, großen Einfluss auf ihren späteren Gatten, den Sultan, ausgeübt zu haben. Das Zedler-Universallexikon stellt sie als „ein Weib von einem sehr frechen Gemüthe, und hohen Sinne“<sup>188</sup> dar und betont in weiterer Folge ihre machtpolitischen Ambitionen für ihre eigenen Söhne am Hof des Sultans.

„Madame von Montespan“ setzt die Aufzählung fort. Das ist die Kurzbezeichnung für Françoise de Rochechouart, Marquise de Montespan, die im 17. Jahrhundert als Geliebte von Ludwig dem XIV. berühmt wurde. Beide hatten sieben Kinder, die allesamt legitimiert wurden.

Der Name „Oriane“ verweist auf eine fiktive Frauengestalt im Ritterroman „Amadis de Gaule“. Ihr Name steht für die Königstochter, die der Held der Geschichte, der als Kind in Schottland ausgesetzte Amadis, heiraten kann.

Als „Magelone“ nur kurz betitelt, spielt der Erzähler auf die Geschichte der „schönen Magelone“ an, eine Erzählung, die ins Frankreich des 15. Jahrhunderts verweist. Magelone ist die Tochter des

---

<sup>184</sup> Vgl. Heinrich Heine: Vizliputzli. In: Heinrich Heine: Werke in vier Bänden. Bd. 1. München, Wien: Hanser 1982 (= Die Bibliothek deutscher Klassiker. 35.), S. 402-421

<sup>185</sup> Vgl. den Eintrag Vizliputzli in Grimm: Wörterbuch, Bd. 26, Sp. 387; vgl. auch den ausführlicheren Eintrag unter Vitzilopuchtli/Vizliputzli/Vizlipuzli in Zedler: Lexikon, S. 216

<sup>186</sup> Wieland: Koxkox, S. 22

<sup>187</sup> Vgl. Robert Musil: Der Mann ohne Eigenschaften. Roman. Bd. 1. Hg. von Adolf Frisé. 4. Aufl. Reinbek/Hamburg: Rowohlt 1986, S. 9

<sup>188</sup> Zedler: Universallexikon, S. 695

Königs von Neapel, die mit ihrem Geliebten gemeinsam vom Hof flieht, der in osmanische Gefangenschaft gerät, bis er nach vielen Jahren wiederum auf seine Geliebte Magelone trifft.

Bei der Recherche nach dem Namen der „Frau Kondüramur“ tat sich zu meiner Verwunderung gleich eine eigentümliche Entdeckung auf. Bei dem genannten Namen muss es sich um „Kondwiramur“ handeln, die Gattin Parzifals, die in älteren Fassungen noch den Namen Blanchefleur führte. Die eigenwillige Schreibung des Namens in der Koxkox-Geschichte führt mit den heutigen digitalen Suchprogrammen einerseits auf Wielands Texte selbst zurück, andererseits aber auch zu einer sehr offensichtlichen Übernahme, die wenige Jahre nach Wielands Erstveröffentlichung erschienen ist. Ohne den Namen des Autors zu nennen, erschien in Berlin, oder zumindest mit der Ortsangabe Berlin 1785, der Reise-Briefroman „Faustins Briefe“, die von einer Reise ausgehend von Mailand über das heutige Slowenien und Kärnten bis nach Wien berichten.

„Faustins Briefe“ ist der Titel einer lockeren Zusammenfügung von Beschreibungen, Anspielungen und Gerüchten, die auf die religiöse Praxis in verschiedenen Städten und Landgemeinden eingehen, aus der Sicht eines ehemaligen Jesuiten und nunmehrigen feurigen Aufklärers und Verteidigers der Reformen von Joseph II. geschrieben. Besonders die Praxis des Ablasshandels und die Umtriebe verschiedener geistlicher Orden (Jesuiten, Franziskaner, Kapuziner, ...) und Bruderschaften verdienen die Kritik des aufklärerischen Kommentators. Der Titel steht in direktem Zusammenhang mit „Faustin oder das philosophische Jahrhundert“ (1783) des aufklärerischen Schriftstellers Johann Pezzl.

Von Christoph Martin Wieland muss der Autor besonders beeindruckt gewesen sein. Wieland verwendet immer wieder auch originelle Wortschöpfungen, die in dieser Form nur in seinen Texten auftauchen. Dem Verfasser der Briefe Faustins muss es insbesondere die Koxkox-Geschichte angetan haben, denn wir stoßen in diesem Text auch auf den Ausdruck „Bizizilis“, den Wieland in der Erstfassung als „Vizizilis“ verwendet. Anlässlich eines Besuchs bei einem bigotten Pfarrer im kärntnerischen Ort Leifling wundert sich der Autor über dessen Werthaltung im menschlichen Umgang: „Hingegen Dummköpfe, päbstliche [sic!] Sklaven, römische Jumenten, lojolitische Bizizilis sind bey ihm Kleinodien der Menschlichkeit.“<sup>189</sup>

Die Verwunderung bei genauer Textkenntnis der Vorlage tritt allerdings schon weit vorher ein, als der Reisende auf dem Weg zwischen den Städten Monza und Bergamo abermals einen Priester aufsucht, um in seinem Haus die Nacht zu verbringen. Er betritt gerade in dem Augenblick die Räumlichkeiten des Priesters, als dieser sich vergewissern möchte, ob seine in den Schlaf gefallene Haushälterin („Häusnerin“) nun tatsächlich noch Jungfrau sei.<sup>190</sup> Die Beschreibung der Schönheit dieser Pfarrersköchin ist nun genau dieselbe Beschreibung, die wir aus Wielands Mexiko-

<sup>189</sup> [Karl von Güntherode]: Faustins Briefe. Berlin: o. V. 1785, S. 159

<sup>190</sup> Vgl. ebda, S. 30 ff.

Geschichte kennen, mit dem Unterschied, dass die Stelle von Koxkox der übereifrige Pfarrer eingenommen hat. Sogar ein mexikanischer Philosoph wird, ohne weitere Bedeutung für die Handlung zu erhalten, erwähnt.

Bei der Aufzählung der unterschiedlichen Perspektiven und Empfindungen von Schönheit hält sich der Autor des Briefromans zunächst an seine Vorlage: ein Maler, ein inquisitiver Reisender (so bezeichnet sich der Autor an anderer Stelle selbst), ein Antiquarius (der Autor hatte, wenn das Erscheinungsjahr 1785 stimmt, die zweiteilige Ausgabe zur Verfügung, die ebenfalls das Wort Antiquarius verwendet und nicht Altertumsforscher), ein Poet, ein Platonischer Philosoph, ein Pythagoräer, ein Hedoniker, der bei Wieland angeführte Faun ist hier weggelassen, ein Stoiker, ein echter Epikuräer, ein Neutonianer ersetzt den Skeptiker, ein Skotistischer Philosoph, es folgt ein Loyolitischer Theolog und ein Jansenit, um mit dem Sklavenhändler wieder zur deckungsgleichen Aufzählung mit Wieland zurückzukehren. Der Missionar, Robert von Arbrissel und Saint Hilarion decken sich mit der Wieland'schen Fassung. Nur am Ende wird statt Koxkox ein Kapuziner bemüht, der nach der Todsünde ruft.

Im darauffolgenden Kapitel sind noch die Reaktionen verschiedener anderer Orden aufgelistet, um dann die nächste Übernahme des Originaltextes vorzubereiten. An die Stelle des Koxkox tritt der Pfarrer, dem in seinem Handeln dieselbe Unschuld zugesprochen wird wie seinem mexikanischen Vorbild.

Ein „Indianer“ taucht im weiteren Verlauf des Textes auf, als es um die Reliquienverehrung der Mütze des Heiligen Xaviers geht, dem so viel Wunderkraft zugesprochen wurde, dass es sogar für die gewünschte Geschlechtsumwandlung von Mädchen in Buben angerufen werden konnte. Die Begebenheit wird von Goa berichtet, der Ausdruck „Indianer“ bezieht sich hier eindeutig auf Indien. Offensichtlich ist die getrennte Bezeichnung für Inder und Indianer noch nicht konsequent, ein Phänomen, das sich auch in Wielands Texten feststellen lässt.

Ein Rechtsbegriff des Copyrights ist in der Zeit der Aufklärung noch nicht anwendbar. Es ist vielmehr so, dass viele Schriften der Aufklärungszeit über Raubdrucke Verbreitung fanden. Darüber hinaus sind für eine anonym verfasste Schrift von vornherein nur schwer Rechte auf ein geistiges Eigentum auszumachen.

Das „Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller“<sup>191</sup> skizziert die Lebensstationen des Urhebers der Briefe Faustins. Karl Freiherr von Güntherode wurde 1740 in Fortefonto bei Mailand geboren, schloss sich dem Orden der Serviten an, promovierte zum Doktor der Theologie am Lyzeum in Innsbruck, erhielt die Lehrbefugnis für Logik und Metaphysik und hielt sich nach einer Verhaftung durch seine brüderlichen Vorgesetzten und der später erfolgten

---

<sup>191</sup> Vgl. Johann Georg Meusel: Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. Bd. 4. Leipzig: Gerhard Fleischer 1804, S. 467-469

Freilassung in Maria Waldrast (Nordtirol) in Wien und Eisenstadt als Bibliotheksleiter des Fürsten Esterházy auf. Erste Konflikte mit seinem Orden entstanden, als er sich den Servitenbart abnehmen ließ, diesen aber in einer Jackentasche bei sich führte. Über diese und andere Begebenheit veröffentlichte er das Buch „Geschichte meines Barts ...“ (1785)<sup>192</sup>.

Neben seinen lateinischen Veröffentlichungen gilt Güntherode auch als Autor von Werken wie „Kuriose Begebenheit zweier Brüder namens Jemine und Leck mich“ sowie „Geschichte der Männer ohne Hosen oder Franz von Assis: ein Roman“.

„Faustins Briefe“ erschienen 1785 anonym, in den einschlägigen Quellen gibt es aber Abweichungen, die den Druckort und das Druckdatum betreffen. Das eben erwähnte Lexikon gibt den Druckort mit „Grätz“ an, die mir zur Verfügung stehende digitale Version gibt „Berlin“ als Erscheinungsort an.<sup>193</sup> Das „Biographische Lexikon des Kaiserthums Österreich“<sup>194</sup> weist ihn ebenfalls als Urheber von „Faustins Briefe“ aus und gibt den Druck bei Mayr in Salzburg 1788 an. Mit Wieland teilt der Autor nicht nur eine textliche Affinität, sondern auch einen hervorragenden Platz unter den von der Zensur betroffenen Autoren. Während Wieland im Zeitraum 1754 bis 1780 die achte Stelle einnimmt, gleich hinter Rousseau und gefolgt von Crebillon, erscheint Karl von Güntherode in der Tabelle, die den Zeitraum von 1783 bis 1791 erfasst, an zweiter Stelle.<sup>195</sup>

Die Wiener Zensurbehörde hat im 18. Jahrhundert vor allem zwei Romane Wielands beanstandet, „Die Geschichte des Agathon“, dem ein mangelnder eindeutiger Standpunkt sowie trotz anerkannter Kunstfertigkeit ein Übermaß an Laszivität vorgeworfen wurde, und den Feenroman „Die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva“. Bei Wielands Don-Quijote-Roman stößt den Zensoren einerseits die satirische Herrscherkritik übel auf, aber vor allem die unscharf gezogene Trennlinie zwischen Fiktion und Realität, die für die vielen Feen angehen mag, aber die Gefahr birgt, sich auch auf das Religiöse, etwa auf christliche Mystikerinnen, auszudehnen:

Der Don-Sylvio-Roman kann als Versuch, die Leser zu einer vernünftigen Lesehaltung zu erziehen, interpretiert werden. Der Fehler des Helden besteht vor allem darin, dass er rasch und flüchtig liest, sich daher auf einzelne Episoden und Details konzentriert, ohne Rücksicht auf den Kontext zu nehmen. Im Text selbst werden verschiedene Lesemodi diskutiert und vorgeführt, aber keiner ist vorbildlich. Die Leser des Romans sollten vielmehr selbst die geeignete Lesart finden und sich ein adäquates

<sup>192</sup> Das Buch ist heute in europäischen Bibliotheken laut Karlsruher Virtuellem Katalog nicht mehr greifbar, die University of Connecticut stellt eine digitale Version zur Verfügung: [http://kvk.bibliothek.kit.edu/view-title/index.php?katalog=ARCHIVE\\_ORG&url=http%3A%2F%2Farchive.org%2Fdetails%2Fderbarteinewahre00gn&signature=v95CRO\\_ki-tqX9ZhMGHSNK9Srdm-IvDRDWXZoowYCQk&showCoverImg=1](http://kvk.bibliothek.kit.edu/view-title/index.php?katalog=ARCHIVE_ORG&url=http%3A%2F%2Farchive.org%2Fdetails%2Fderbarteinewahre00gn&signature=v95CRO_ki-tqX9ZhMGHSNK9Srdm-IvDRDWXZoowYCQk&showCoverImg=1), abgerufen am 28.9.2017)

<sup>193</sup> Vgl. Faustins Briefe. Berlin 1785 ([https://books.google.at/books?id=a0ZCAAAAcAAJ&dq=frau+cond%C3%Bcramur&hl=de&source=gbs\\_navlinks\\_s](https://books.google.at/books?id=a0ZCAAAAcAAJ&dq=frau+cond%C3%Bcramur&hl=de&source=gbs_navlinks_s)), abgerufen am 28.9.2017)

<sup>194</sup> Vgl. Eintrag Karl Freiherr von Güntherode. [https://de.wikisource.org/wiki/BLK%C3%96:G%C3%Bcntherode,\\_Karl\\_Freiherr\\_von](https://de.wikisource.org/wiki/BLK%C3%96:G%C3%Bcntherode,_Karl_Freiherr_von), abgerufen am 28.9.2017)

<sup>195</sup> Vgl. Bachleitner, Norbert: Die literarische Zensur in Österreich zwischen 1751 und 1848. Mit Beiträgen von Daniel Syrary, Petr Piša u. Michael Wögerbauer. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2017 (=Literaturgeschichte in Studien und Quellen. 28.), S. 80 u. 84

Fiktionalitätsbewusstsein erarbeiten. Eine solche Metaperspektive trauten die Zensoren dem durchschnittlichen Romanpublikum aber offenbar nicht zu.<sup>196</sup>

Um wiederum zu Wielands weit ausgreifenden weiblichen Vergleichen mit Kikequetzel zurückzukommen, fehlt noch eine letzte Bezugsperson, die der Autor wiederum aus der spanischsprachigen Literaturwelt entlehnt: Prinzessin Dulcinea. Damit wird der „Don Quixote“ von Miguel de Cervantes zitiert, dessen gleichnamiger Held sich in ein Bauernmädchen verliebt, die er als Prinzessin dieses Namens anspricht.

Bei allen acht Frauen, die dem Erzähler als Vergleichsbasis dienen, sticht eine gewisse Ambivalenz zwischen Schönheit und einem von der Norm abweichenden, oft lasziven Element hervor. Bei Dulcinea ist es mehr die eingebildete Schönheit seitens des Protagonisten, bei anderen sind es exotische, kulturüberschreitende, die kulturellen Grenzen der Phantasie anfeuernde Figuren. Als Ideal der Schönheit werden hier keine religiösen Vorbilder angeboten (im Sinne Marias oder einer zum religiösen Gehorsam geneigten Heiligen), sondern starke Frauenpersönlichkeiten, bei denen sich Schönheit und Sexualität nicht ausschließen.

Die musikalischen Vorbilder im 15. Kapitel weichen in den beiden Fassungen von einander ab. Zunächst sind es Telemann und Hiller, in der späteren Ausgabe sind es Hiller und Naumann.

Auf Telemann braucht in diesem Zusammenhang nicht besonders eingegangen zu werden. Georg Philipp Telemann (1681-1767) zählt auch heute noch zu den bekanntesten Klassikern barocker Musik. Die anderen beiden Musiker, auf die Wieland verweist, können diesen Bekanntheitsgrad heutzutage nicht für sich beanspruchen.

Im Fall des in beiden Fassungen genannten Hiller handelt es sich um Johann Adam Hiller (1728-1804), der hauptsächlich in Leipzig als Komponist, Musikschriftsteller und Kapellmeister wirkte. Er wurde zum ersten Gewandhauskapellmeister ernannt. Für unseren Zusammenhang von Interesse ist seine Geisteshaltung, die stark am Bildungsideal seiner Epoche, nicht zuletzt an den Ideen Jean-Jacques Rousseaus, ausgerichtet war.<sup>197</sup>

Johann Gottlieb Naumann (1741-1801) war als Dirigent, Komponist und Kapellmeister in Italien (Venedig, Padua, Palermo), in Dresden und in Kopenhagen tätig. Auch er gilt als angesehener Musiker seiner Zeit.<sup>198</sup>

Das Kapitel 16 beginnt mit einem literarischen Verweis. Die Erstfassung wartet mit einer ganzen Reihe von exotischen oder ungewöhnlichen Namen auf, die Fee Tout ou Rien, die Fee Concombre,

<sup>196</sup> Norbert Bachleitner: Die literarische Zensur in Österreich zwischen 1751 und 1848, S. 305

<sup>197</sup> Vgl. den Eintrag zu „Johann Adam Hiller“ von Lothar Hoffmann-Erbrecht in: Neue Deutsche Biographie 9 (1972), S. 154 (Online-Version: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118551124.html#ndbcontent> abgerufen am 2.10.2017)

<sup>198</sup> Vgl. Sylvia Habermann: "Naumann, Johann Gottlieb" in: Neue Deutsche Biographie 18 (1997), S. 763-764 (Online-Version: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118738208.html#ndbcontent> abgerufen am 2.10.2017)

Cedimenen, Julien, Belisen, Araminten und Eidalisen. Ihnen wird ein Herr Crebillon als Urheber zugeschrieben. In der späteren Fassung vorangestellt, in der Erstfassung nachgestellt. Auch im „Don Sylvio“, in dem Feen eine tragende Rolle einnehmen, wird auf dieses literarische Vorbild verwiesen, wo dieser als Schöpfer der zärtlichen Fee Concombre in einer Fußnote erwähnt wird.<sup>199</sup> Mit Herrn Crebillon ist Claude-Prosper Jolyot de Crébillon (1707-1777) gemeint, der mit seinem exotischen Roman „Tanzai et Néadané ou le ecumoire“, welcher für sich altjapanische Quellen beansprucht, für mehrere Texte Wielands von großem Einfluss war.

Eine gröbere Abweichung taucht bei den Namen auf, die der Erzähler als Beweisstücke für den Umstand anführt, dass ein einziger Blick genügt „aus einem weisen Mann einen Gecken, aus einem Masûthim einen Mann, und aus einem Bruder Luece einen Pr\*\*p\*s zu machen, - (...).“<sup>200</sup> In der späteren Fassung werden die drei erwähnten Namen zu Masûlhim, Bruder Luze und Pr\*\*p<sup>201</sup>.

Der erste Name führt uns laut Auskunft des Kommentarbandes wieder zu Claude-Prosper Jolyot de Crébillon zurück. Im bereits erwähnten Sopha-Roman gibt es einen Mazulhim, der als „impotenter Wüstling“<sup>202</sup> gilt.

Auch der zweite Name geht auf eine literarische, zunächst wiederum französische Vorlage zurück. Ein Bruder Luce spielt in Jean de la Fontaines Nouvelle L`Hermite ou Frere Luce die Hauptrolle als „scheinheiliger, wollüstiger Einsiedler“<sup>203</sup>, der eine Witwe und ihre Tochter davon zu überzeugen sucht, dass es das Beste zum Wohle der Christentums sei, wenn er mit der jüngeren der beiden einen zukünftigen Papst zeuge. Eine Geschichte aus Boccaccios Il Decamerone stand hier Pate, in der sich ein Minoritenpater als Erzengel Gabriel ausgibt, um sich mit einer schönen und leichtgläubigen jungen Frau zu vergnügen.

Der Erzähler setzt im 21. Kapitel die Kunst in der Erstfassung ganz allgemein mit einer Zaubermacht gleich. In der Spätfassung ist diese Zaubermacht personifiziert durch den Namen Alcina. In weiterer Folge erwähnt der Text Ariost, aus dessen „Orlando Furioso“ der Name der bösen Zauberin stammt, die es versteht, aus einem „ungestalten, kahlen, triefäugigen, zahnlosen Unhold“<sup>204</sup> eine Ausgeburt der Schönheit zu machen. Die Erstfassung verwendet die seltene Fügung

---

<sup>199</sup> Vgl. Christoph Martin Wieland: Don Sylvio von Rosalva. Erster Theil. Karlsruhe: Schmiederer 1777 (=Sammlung der besten deutschen prosaischen Schriftsteller und Dichter. 48), Fußnote S. 36. In der Historisch-kritischen Ausgabe wurde diese Fußnote leider weggelassen. Vgl. Christoph Martin Wieland: Der Sieg der Natur über die Schwärmerey, oder die Abentheuer des Don Sylvio von Rosalva, Eine Geschichte worinn alles Wunderbare natürlich zugeht. Zwey Theile. In: Wielands Werke. Bd. 7.1 Bearb. von Nikolas Immer. Berlin, New York: Walter de Gruyter 2009 (=W.W. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. von Klaus Manger u. Jan Philipp Reemtsma.), S. 22

<sup>200</sup> Wieland: Beyträge, S. 81

<sup>201</sup> Vgl. Wieland: Koxkox, S. 39

<sup>202</sup> Hans-Peter Nowitzki, Martin Schmeisser (Hg.): Apparat, S. 471

<sup>203</sup> Ebda.

<sup>204</sup> Wieland: Koxkox, S. 42

„Paragon der Schönheit“<sup>205</sup>, das sich vom Französischen, Italienischen oder Englischen herleiten lässt und so viel wie ein Muster von etwas bedeutet.<sup>206</sup>

Etwas verschmitzt kommt das Lob der Stanzen von Ariost daher, wenn der Erzähler meint, dieser habe sich der Schönheit auf so unverbesserliche Art angenommen, dass er „- zwar nicht so gut gemahlt hat, als es Titian mit Farben hätte thun können, aber doch so gut beschrieben hat, als - man beschreiben kann.“<sup>207</sup> In der Erstfassung erscheint noch Rubens als Referenzmaler, der dann gegen Tizian ausgetauscht wurde.

Der Autor beschränkt sich im 22. Kapitel freiwillig auf die Erscheinungen unter dem Mond, die sinnlich begreifbare Welt (auch wenn er diese mit sieben Sinnen zu ergründen trachtet, inklusive des Selbstbewusstseins und des Gemeinsinns), diese einzige „unter allen möglichen Welten“<sup>208</sup>. Bei dieser Formulierung schwingt ein philosophisches Problem mit, das Leibniz als voraufklärerischer Philosoph mit der Formulierung der „besten aller Welten“ zu fassen versuchte. Voltaire reagierte auf diesen Gedanken 1759 mit seiner Novelle „Candide oder der Optimismus“.

In der Erstfassung erscheint der Gemeinsinn in seiner lateinischen Version noch als „Sensus communis“.<sup>209</sup>

Die Erstversion fügt in dem angeführten Satz mit der Erwähnung der einzigen aller möglichen Welten noch den Einschub „mit Erlaubnis unseres Freundes Lavaters“<sup>210</sup> hinzu. Die spätere Fassung konnte ohne diesen Verweis auskommen. Bezug nimmt diese Erwähnung auf den Zürcher Pfarrer und Schriftsteller Johann Caspar Lavater, den Begründer der Physiognomik, das heißt der Zuschreibung von charakterlichen Eigenschaften zu bestimmten körperlichen Erscheinungen. Wieland konnte sich aber nicht auf das vierbändige Werk „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe“ beziehen, denn diese erschienen zwischen erst 1775 und 1778. Er muss auf Lavaters Übersetzung von Charles Bonnets „Philosophische Untersuchung der Beweise für das Christentum“ aus dem Jahr 1769 Bezug genommen haben, in der er mit einer Widmung an Moses Mendelssohn diesen zu einer Reaktion herauszufordern suchte.

In der nachfolgenden Kategorisierung zählt der Mensch zu den natürlichen und organisierten Dingen, die „zugleich empfinden, denken und mit Willkühr handeln können“<sup>211</sup>. Als Autoritäten, auf denen diese Feststellung beruht, werden Plotinus und ein Graf von Gabalis bemüht.

Plotinus oder Plotin, wie er im Deutschen heute geläufiger erscheint, gilt als römischer Philosoph des dritten nachchristlichen Jahrhunderts und als Begründer des Neoplatonismus, einer

---

<sup>205</sup> Wieland: Beyträge, S. 86

<sup>206</sup> Vgl. Hans-Peter Nowitzki, Martin Schmeisser (Hg.): Apparat, S. 473

<sup>207</sup> Wieland: Koxkox, S. 43

<sup>208</sup> Wieland: Beyträge, S. 90

<sup>209</sup> Ebda.

<sup>210</sup> Ebda.

<sup>211</sup> Wieland: Koxkox, S. 45

philosophische Strömung, die sich am Ende der Antike als Fortführung der Gedanken Platons sah und ihren Schwerpunkt auf metaphysische Fragen legte.

Die Erwähnung des Grafen von Gabalis kommt aus einer ganz anderen Zeit und bezieht sich zudem auf eine literarische Figur. Sie entstammt dem gleichnamigen Roman von Nicolas-Pierre-Henri de Montfaucon de Villars und ist 1670 in Paris erschienen. Im Zentrum steht der Versuch, die Mysterien der Welt mittels der Kabbala zu erklären. Dieser Text war im 17. Jahrhundert sehr beliebt und beeinflusste viele andere Schriftsteller. Seine Sylphen, also Luftgeister, wurden etwa von Alexander Pope für sein Gedicht „The Rape of the Lock“ (1712) übernommen, ein Autor, den Wieland besonders schätzte.

Die komische Wirkung in Wielands mexikanischer Geschichte ergibt sich nun aus der Verbindung zweier Referenzen, die zwar für sich durchaus Referenzen sein mögen, aber in der Zusammenfügung einen durchaus komischen Effekt erzielen. Auch wenn in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Plotin noch nicht dieselbe Aufmerksamkeit erfahren durfte, die er im 19. Jahrhundert für sich beanspruchen konnte, so ist es durchaus komisch, einen angesehenen römischen Philosophen mit einer kabbalistischen Romanfigur auf gleicher Ebene in Verbindung zu bringen.

Schließlich ordnet die Systematik dem Menschen die Vernunft zu, die den Menschen über allen anderen lebendigen Kategorien auszeichnet und die ihn zu einem verantwortungsvollen Umgang mit der Welt verpflichtet. Das Wort Vernunft erfährt in der späteren Fassung eine Hervorhebung im Druck.

Zur Erklärung bleibt im 23. Kapitel der Ausdruck „Ostadische Bürlesken“<sup>212</sup>, die einem ersten Entwurf der Natur entsprechen würden. Die allgemeine Betrachtung über die unterschiedlichen Rollen der Kunst und der Natur greift auf den niederländischen Maler Adriaen van Ostade (1610-1685) zurück, der in seinen Genrebildern das Leben der einfachen, meist bäuerlichen Leute in satirischer Weise darstellte. Die „Grazien in Calot´s Geschmack“<sup>213</sup>, die sich zur Unterstützung gleich anschließen, fallen zunächst als Grazien auf, Wesen, zu denen Wieland offenbar ein besonderes Verhältnis entwickelte. Diese werden in der Spätfassung zu „Zerrbildern in Kallots Geschmack“<sup>214</sup>. Die Beifügung mit Calot bzw. Kallot bezieht sich auf den französischen Graphiker und Kupferstecher Jacques Callot (1592-1635), der einerseits für seine Darstellungen des Dreißigjährigen Krieges Vorbildcharakter für Francisco de Goya erlangte und andererseits innerhalb der deutschen Literatur großen Einfluss auf E.T. A. Hoffmann ausübte.

Somit bleibt in diesem Kapitel noch der Verweis auf die „idealische Peruvianerin der Madame Graffigny“, eine weitere literarische Anspielung auf eine der bekanntesten französischen

---

<sup>212</sup> Wieland: Beiträge, S. 95

<sup>213</sup> Wieland: Beiträge, S. 95

<sup>214</sup> Wieland: Koxkox, S. 48

Schriftstellerinnen des 18. Jahrhunderts, die in Anlehnung an Montaignes „Persische Briefe“ 1747 einen Briefroman veröffentlichte, der aus der Perspektive einer Inka-Prinzessin die französische Gesellschaft satirisch betrachtet.

Im ersten Kapitel wendet sich der Verfasser gegen den Vorwurf des Plagiats und bezieht sich mit der Stimme eines Lesers im Zwiegespräch direkt auf dessen großes Vorbild Laurence Sterne mit seinem „Tristram Shandy“:

Die Digressionen, die Affectationen von wunderlichen Wendungen, die Parenthesen, die, wie die Becher der Taschenspieler, dutzendweise ineinander stecken, die vielen Queerstiche, welche der Himmel weiß was bedeuten sollen, und nichts bedeuten, kurz, alles, was sich am leichtesten nachahmen lässt, verrät beym ersten Anblick, dass ihr Buch eine Art von Tristram seyn soll; oder vielleicht so ein Ding.<sup>215</sup>

Neben Sterne sind es im ersten Kapitel des 2. Bandes vor allem die Klassiker, die Wieland für seine Argumentation verwendet und die sich ebenfalls dem Vorwurf des Plagiats oder dem Mangel an Originalität ausgesetzt sahen: Vergil und Horaz, aber auch Boileau, Racine und Pope. Mit Boileau, dem weniger Bekannten aus der Reihe, ist Nicolas Boileau (1636-1711) gemeint, der sich in Anlehnung an die Poetik des Horaz mit grundsätzlichen Fragen zur Dichtkunst seiner Zeit einen Namen machte.

Ergänzt wird die Reihe literarischer Vorbilder mit einer nicht minder umfangreichen Liste von Kritikern der mangelnden Originalität, die heute nur noch unter Spezialisten bekannt sein dürften, von den „Baven, Carbilen, und Pantilen, und Perilen, Cotinen, Pradonen, Dennissen und Cibbern ihrer Zeit“<sup>216</sup>. Damit spielt Wieland einerseits auf antike Kritiker an (Marcua Bavius, Carbilus Pictor, Perilius Faustinus), andererseits auch auf französische (Charles Cottin, Jacques Pradon) und englische (John Dennis, Colley Cibber). Nur der Name Pantilen fällt aus der Reihe. Laut dem Anmerkungsapparat der Oßmannstedter Wieland-Ausgabe bezieht sich der Name auf einen fiktiven Dichter, der mit Bezug auf Horaz den Beinamen cimex trug, was als bissige Wanze übersetzt werden kann.<sup>217</sup>

Davor erstellt Wieland bereits eine Liste mit Aristophanes` „Fröschen“, „Homers Batrachomyomachie“ und der „Republik des Diogenes“, die er allesamt als launische Schriftsteller bezeichnet. Wieland hat die Komödien des Aristophanes selbst übersetzt.

Unter „Batrachomyomachie“ (Froschmäusekrieg) versteht man heute ein fälschlich Homer zugeschriebenes Tierepos, das den Kampf zwischen Mäusen und Fröschen in Form eines

<sup>215</sup> Wieland: Beyträge Bd. 2, S. 84; vgl. auch Laurence Sterne: Leben und Meinungen von Tristram Shandy Gentleman. In der Übersetzung von Adolf Friedrich Seubert. Durchgesehen und revidiert von Hans J. Schütz. Mit einem Essay und einer Bibliographie von Norbert Kohl. Illustrationen von George Cruikshank. 8. Aufl. Frankfurt/Main: Insel Verlag 2000 (=it. 621.)

<sup>216</sup> Wieland: Beyträge, S. 91

<sup>217</sup> Vgl. Hans-Peter Nowitzki, Martin Schmeisser (Hg.): Apparat, S. 537. Für die Angaben zu den literarischen Kritikern siehe ebda, S. 619 f.

Heldenepos nachahmt und auf das 6. bis 3. Jh. v. Chr. zurückgeht, in seiner Zeit ungeheuer populär sein musste<sup>218</sup> und im gesamten europäischen Literaturraum Übersetzungen und Nachdichtungen erfuhr, unter anderem von Alexander Pope, den Wieland sehr schätzte.

Die „Republik des Diogenes“ ist ein Titel von Wielands eigenen Texten. Es ist ein Teil seiner ebenfalls 1770 erschienenen Veröffentlichung „Die Dialoge des Diogenes von Sinope“, die in der ersten Ausgabe noch den Titel „Sokrátēs mainómenos“ trugen. Auch dieser Text ist eine direkte Auseinandersetzung mit Rousseau. Für Klaus Schaefer bildet er „eine aufschlußreiche, weitgehend programmatische Schrift des deutschen bürgerlichen Humanismus.“<sup>219</sup>

In der Reihe der literarischen Genealogie, in die sich Wieland selbst reiht, taucht auch der Name „Berosus“ auf, mit dem Berossus gemeint sein könnte, ein babylonischer Priester, der in griechischer Sprache historische Werke verfasste.<sup>220</sup>

Wer Sanchuniathon genau war, der nächste Bezugsschriftsteller in Wielands Liste, wissen wir leider nicht. Als Phönizier wird er vom Griechen Philon von Byblos zitiert, der wiederum nicht im Original, sondern in Verweisen des Eusebius von Caesarea auftaucht. Hier zeigt sich wiederum Wielands Vorliebe für literarisch Abgelegenes.

Die „Erzählungen meiner Mutter Gans“ haben eindeutig den Bezug zur französischen Literatur, und zwar zum Märchensammler Charles Perrault (1628-1703). So manche der hier gesammelten Märchen sollten in veränderter Form ihren Weg in die Sammlung der Brüder Grimm finden. Aber wer könnte mit dem Übersetzer dieser Erzählungen gemeint sein, die erst in der Zeit der Romantik auf ein breiteres Interesse stießen?

Um den literarischen Stammbaum abzurunden, empfiehlt Wieland seinen Kritikern noch

alle Verfasser von Helden- Ritter- Gelehrten- Staats- Liebes- und Wundergeschichten, - nebst einer beträchtlichen Anzahl von sehr ernsthaften Philosophen, Moralisten, Politikern, Rechtsgelehrten, Naturforschern, Antiquariern, Theosophen, Cabbalisten, Rosenkreuzern u. s. w. nach meinem demüthigen Beyspiele, durchzulesen, [...] <sup>221</sup>

um dann festzustellen, dass all sein Schreiben in irgendeiner Form mit den erwähnten – und auch nicht einmal erwähnten – Schriftstellern zu tun hat.

Zunächst ist es einmal erwähnenswert, dass der Verfasser einem Vertreter eines amerikanischen Naturvolkes den Status eines Philosophen zugesteht. Das ist nicht selbstverständlich, immerhin war

<sup>218</sup> Vgl. Lexikon der Antike, S. 83

<sup>219</sup> Klaus Schaefer: Christoph Martin Wieland. Stuttgart, Weimar: Metzler 1996 (=SM.295.) S. 112

<sup>220</sup> Beros(s)os von Babylon gründete in Kos eine Astrologenschule und vermittelte babylonische Weisheiten an die Griechen. Außerdem, für den Kontext von Wielands Geschichte hervorhebenswert, trat er mit Berechnungen von Feuer- und Wassersintfluten hervor. Vgl. Der kleine Pauly. Lexikon der Antike. Bd. 1. Bearb. und hg. von Konrat Ziegler u. Walther Sontheimer. Stuttgart: Alfred Druckenmüller Verlag 1964, Sp. 1548

<sup>221</sup> Wieland: Beyträge, S. 88 f.

es im 16. Jahrhundert nach dem Disput von Valladolid (1550/51) zwischen Bartolomé de las Casas und Juan Ginés de Sepúlveda noch offen, ob die amerikanischen Ureinwohner das aristotelische Naturrecht in dem Sinn für sich in Anspruch nehmen konnten, dass sie den Europäern gegenüber als gleichwertig gelten konnten, oder ob sie als natürliche Sklaven gelten mussten.<sup>222</sup>

In der Negativ-Liste der philosophischen Traditionen, von der Tlantlaquacapatli abgegrenzt wird, gibt es sowohl Klassiker der Philosophiegeschichte als auch Vertreter, die, heute zumindest, eher eine marginale Position einnehmen. Die Chaldäer weisen als Astronomen ins alte Babylonien, die Manichäer mit ihrer zweigeteilten Weltauffassung in den iranischen Raum. Die Scotisten gehen auf den scholastischen Franziskaner Johannes Duns Scotus (1266-1308) zurück. Die Ockhamisten berufen sich auf den exkommunizierten Franziskanermönch und Philosophen Wilhelm von Ockham, die Ramisten auf den französischen Humanisten Petrus Ramus, der 1572 die Bartholomäusnacht nicht überlebte, die Poiretianer beziehen sich auf den französischen Philosophen Pierre Poiret (1646-1719), und die Crusianer hatten den zeitgenössischen Theologen und Philosophen Christian August Crusius (1715-1775) als Vorbild.<sup>223</sup>

In der (Selbst-)Inszenierung des Philosophen distanziert er sich von „Spleen und Hypochonder“<sup>224</sup> und bekennt sich dazu, „weder ein Devirgineur noch ein Combab“<sup>225</sup> gewesen zu sein. Den ersten Begriff kann man mit Entjungferer übersetzen, beim zweiten Namen muss man etwas weiter ausholen. Das Zeidlersche Universallexikon kennt die Geschichte von Combabus, einem vornehmen Syrer, der die Königin Stratonieam auf einer lange währenden Reise begleiten sollte. Da er sich seiner Aufgabe nicht entledigen konnte, entmannte sich der Reisebegleiter sozusagen prophylaktisch und in der Vorahnung, in welchen Konflikt er während seines Auftrages kommen könnte, und überreichte die abgetrennten Körperteile dem König zur Verwahrung. In der Geschichte nimmt nun die allmähliche Annäherung der Königin breiten Raum ein. Um bei der Kurzfassung zu bleiben, kamen dem König Gerüchte über die Untreue der beiden zu Ohren. Kurz vor der Vollstreckung der Todesstrafe verlangte Combabus vom König die verwahrte Dose mit dem Beweisstück seiner Unschuld. Ihm wurde darauf vergeblich.<sup>226</sup>

Die Combabus-Geschichte beschäftigte Wieland mehrfach. Zunächst erschien sie als „Die syrische Göttin“ bei Lukian von Samosata, den Wieland in sechs Bänden übersetzte. Im gleichen Jahr wie die „Beyträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens“ erschien 1770 eine Verserzählung Wielands unter demselben Namen.<sup>227</sup> Und auch in seinem Gedicht „Aspasia oder die platonische Liebe“ wird ein Weiser teils mit Adonis und teils mit Combabus, was seine Unschuld betrifft, verglichen.

<sup>222</sup> Vgl. Kleine Geschichte Spaniens. Hg. von Peer Schmidt. Stuttgart: Philipp Reclam jun. 2004 (=UB.17039.), S. 179

<sup>223</sup> Vgl. für nähere Angaben Hans-Peter Nowitzki, Martin Schmeisser (Hg.): Apparatus, S. 620 ff.

<sup>224</sup> Wieland: Beyträge, S. 93

<sup>225</sup> Ebda.

<sup>226</sup> Vgl. Zedler: Universallexikon, S. 784-785

<sup>227</sup> Vgl. Hans-Peter Nowitzki, Martin Schmeisser (Hg.): Apparatus, S. 624

Schließlich sei noch der Vollständigkeit halber das „Mittel zwischen dem Platonischen und dem Buffonischen“<sup>228</sup> angesprochen. Mit dem Buffonischen ist Georges-Louis Leclerc de Buffon (1707-1788) gemeint, der Herausgeber und größtenteils auch Verfasser einer 44-bändigen Naturgeschichte. Das Buffonische soll hier wohl für den tierischen, triebhaften Teil der Liebe stehen. Auf weitere Aspekte des umtriebigen Wissenschaftlers wie die Degenerationsthese Amerikas oder seine Behauptung, die Erde sei durch eine Kollision eines Kometen mit der Sonne entstanden, ist an dieser Stelle nur zu verweisen.<sup>229</sup>

Der Beginn des neuen Kapitels wartet gleich mit einem weiteren Vergleich auf: Koxkox und Kikequetzal gleichen dem Paar Seladon und Asträa. Die Anspielung ist wiederum eine literarische, nämlich auf den umfangreichen Schäferroman „L`Astrée“ von Honoré d`Urfé (1568-1625). Darin verliebt sich der Jugendliche Seladon in die noch jüngere Astrée, ihre Liebe erfährt Hindernisse, die erst aus dem Weg geräumt werden müssen, damit sie sich wieder finden können.

Es geht auch hier in erster Linie um die Sprache, genauer gesagt um das Sprachvermögen. Mit dem literarischen Vergleich macht sich der Verfasser über die kindliche Unschuld der beiden Protagonisten lustig, wenn er noch nachlegt, dass man sich Koxkox vorstellen möge, „wie er ihr in einer süßen nonsensicalischen Sprache quintessenziierte Empfindungen vorschwatzt“<sup>230</sup>. Das Wort „nonsensicalisch“, das Wieland in der einteiligen Fassung nicht mehr verwendet, scheint zwar in den einschlägigen Wörterbüchern seiner Zeit nicht auf, es finden sich weder Einträge im Grimm, noch in Zedlers Universallexikon oder in Adelungs „Grammatisch-kritischem Wörterbuch“, aber Johann Georg Lichtenberg hat den Ausdruck sehr wohl in seinen Sudelbüchern<sup>231</sup> verwendet. Wieland selbst verwendet ihn in einer Rezension im „Teutschen Merkur“, in der er erobert auf eine schlechte Übersetzung des Tristram Shandy von Laurence Sterne verweist, für die ein Verleger noch dazu Wielands Namen auf die Titelseite setzte.<sup>232</sup>

In der Auseinandersetzung um die Möglichkeiten der Sprache führt der Exkurs zur Pantomimik, worin sich beide Fassungen nur dadurch unterscheiden, dass die frühere von den „Wundern“<sup>233</sup> ebendieser spricht und die einteilige Fassung von deren „Meisterstücken“<sup>234</sup>. Diese Ausgabe gibt in einer eigenen Fußnote noch den zeitlichen Rahmen der Niederschrift mit den pantomimischen Tragödien eines Noverre an. Damit ist Jean Georges Noverre (1727-1810) gemeint, der, ein Freund

---

<sup>228</sup> Wieland: Beiträge, S. 93

<sup>229</sup> Vgl. <http://www.academie-francaise.fr/les-immortels/georges-louis-leclerc-comte-de-buffon> (abgerufen am 5.11.2017)

<sup>230</sup> Wieland: Beiträge, S. 110

<sup>231</sup> Vgl. Georg Christoph Lichtenberg: Aus Sudelbuch D. D 159, ([http://www.zeno.org/Literatur/M/Lichtenberg,+Georg+Christoph/Aufzeichnungen+und+Aphorismen/%5BAus+den+%C2%BBSudelb%C3%BCchern%C2%AB%5D/%5BAus+%C2%BBSudelbuch%C2%AB+D%5D](http://www.zeno.org/Literatur/M/Lichtenberg,+Georg+Christoph/Aufzeichnungen+und+Aphorismen/%5BAus+den+%C2%BBSudelb%C3%BChern%C2%AB%5D/%5BAus+%C2%BBSudelbuch%C2%AB+D%5D)) abgerufen am 14.11.2017)

<sup>232</sup> Vgl. Christoph Martin Wieland: Der Teutsche Merkur. Bd. 5. Weimar: Carl Ludwig Hoffmann 1774, S. 346 ([https://books.google.at/books?id=AoNdAAAACAAJ&hl=de&source=gbs\\_navlinks\\_s](https://books.google.at/books?id=AoNdAAAACAAJ&hl=de&source=gbs_navlinks_s)) abgerufen am 14.11.2017)

<sup>233</sup> Wieland: Beiträge, S. 112

<sup>234</sup> Wieland: Koxkox, S. 60

namhafter Aufklärer, in seiner Zeit im Ballett Neuerungen einführte und diese theoretisch untermauerte.

Das Kapitel verweist in beiden Fassungen noch auf Diderot<sup>235</sup>, diesmal auf seine dramatischen Kenntnisse, und auf Plinius<sup>236</sup>, der als Autorität dafür angeführt wird, dass der erste Zeichner der Menschheitsgeschichte eine Frau, eine Liebhaberin, gewesen sein musste.

Der Erzählerstimme wiederum ist der Verweis auf die utopische Literatur zuzuordnen. „Utopia“ (Thomas Morus) und „Atlantis“ (Platon) gehören wohl zu den bekanntesten Darstellungen einer imaginierten Gesellschaft. Weniger bekannt ist das „Land der Severamben“<sup>237</sup>. Wieland verweist damit auf einen utopischen Roman des französischen Schriftstellers und Romanisten Denis Vairasse (1635-1700). Sein zuerst auf Englisch und später auf Französisch erschienener Roman „History of the Sevarambians“ erzählt die Geschichte eines niederländischen Schiffbrüchigen, der im Volk der Severamben eine ideale Gesellschaftsordnung kennenlernen kann.<sup>238</sup> Von diesem Roman gab es bald auch eine deutsche Übersetzung.<sup>239</sup>

Das zweite weniger bekannte Werk utopischer Literatur wird ebenfalls nur mit dem Titel angesprochen: „Basiliade“<sup>240</sup>. Dabei handelt es sich um ein heroisches Gedicht des aufklärerischen französischen Philosophen Étienne-Gabriel Morelly, der vor allem wegen der Ablehnung des Privateigentums in seinem „Code de la nature“, seinem zweiten herausragenden Werk, als Vorläufer des Sozialismus gilt. Die Ablehnung des Privateigentums ist ein Aspekt, der auch bei Jean-Jacques Rousseau in seiner „Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen“ eine große Rolle spielt. Sie erschien bereits drei Jahre vor der „Basiliade“.

Die eher unscheinbare Erwähnung der „Basiliade“ ohne Angabe des Autors soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich Wieland mit diesem utopischen Roman sehr intensiv auseinandergesetzt hat. Schon in seinen Zürcher Jahren als Gast bei Johann Jakob Bodmer, also noch im Erscheinungsjahr 1753, hatte Wieland die „Basiliade“ gelesen.<sup>241</sup> Anklänge an diesen Roman lassen sich mehrfach in Wielands Werk ausmachen. In diesem Zusammenhang interessiert besonders die

---

<sup>235</sup> Vgl. Wieland: Beyträge, S. 113

<sup>236</sup> Vgl. Wieland: Beyträge, S. 116, gemeint ist Plinius der Ältere. Der Kommentarband gibt die Geschichte wieder, auf die Wieland anspielt. Demnach soll die Tochter eines Töpfers die Umrisse ihres Geliebten an einer Wand festgehalten haben. Ihr Vater habe aus den Umrisen daraufhin eine Figur angefertigt. Vgl. Hans-Peter Nowitzki, Martin Schmeisser (Hg.): Apparat, S. 627

<sup>237</sup> Ebda.

<sup>238</sup> Vgl. den Eintrag unter dem Namen Veiras in: Winfried Engler: Lexikon der französischen Literatur. 3. verb. und erw. Aufl. Stuttgart: Kröner 1994, S. 961

<sup>239</sup> Vgl. Denis Vairasse Allais: Eine Historie der neu-gefundenen Voelcker Sevarambes genannt. Neudruck der Ausgabe Sulzbach, Lichtentaler 1689. Mit einem Nachwort, Bibliographie und Dokumenten zur Rezeptionsgeschichte hrsg. von Wolfgang Braungart und Jutta Golawski-Braungart. Tübingen: Niemeyer 1990 (=Deutsche Neudrucke. Reihe Barock. 39.)

<sup>240</sup> Wieland: Beyträge, S. 124

<sup>241</sup> Vgl. Florian Gelzer: „Eine glückliche Nation ohne Religion und Gesetze“. Morellys Basiliade (1753) als literarisches Modell für den jungen Wieland. In: Simone de Angelis, Florian Gelzer, Lucas Marco Gisi (Hg.): <Natur>, Naturrecht und Geschichte. Aspekte eines fundamentalen Begründungsdiskurses der Neuzeit (1600-1900). Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2010, S. 334-358

Nähe zur Koxkox-Geschichte. Der Verweis auf ein aufgefundenes Manuskript oder eine vermittelte, seltene Textfassung tritt bei Wieland immer wieder auf. In der Mexiko-Geschichte ist es der Verweis auf eine alte mexikanische Sage. Im „Diogenes von Sinope“ ist der Bezug zu einer alten Handschrift schon im Untertitel gegeben und die Einleitung beschäftigt sich eingehend mit dem Auffinden eines Buches in einer Bibliothek eines Klosters, das „reich genug ist, siebenzig bis achtzig wohlgenährte Erdensöhne, in einem durch verjährte Vorurtheile ehrwürdig gemachten Müßiggang und in tiefer Sorglosigkeit über alles, was außerhalb ihren Gerichten und Gebieten in der physischen und moralischen Welt vorgeht, zu unterhalten.“<sup>242</sup> Auch im Don-Sylvio-Roman dient eine alte Handschrift als Einstieg in die Erzählung.

Dasselbe kann man nun bei der Basiliade feststellen, die sich auf die Übersetzung eines indischen Schriftstellers namens Pilpai beruft. In einem ursprünglich rundum friedvollen Land haben sich Übel und Verbrechen breitgemacht. Es liegt nun an der Wahrheit und der Natur einzugreifen. Durch das Anschwellen der Wassermassen und ein Erdbeben wird das Land als Insel vom Kontinent abgetrennt. Am Festland bleibt nur ein kindliches Geschwisterpaar zurück, das auch geschlechtlich zueinander findet und eine glückliche Gemeinschaft mit einem König gründet, bis sich schließlich der Handel und der Tausch breitzumachen beginnen. Das Privateigentum und der Kampf um Gold und Edelsteine im Austausch mit den Bewohnern der schwimmenden Inseln bringen das Reich in Gefahr. Die Natur greift schließlich wieder ein und verhilft den Bewohnern der Inseln und den Landbewohnern zu einer glücklichen Koexistenz, nachdem das Eigentum einem Scheiterhaufen zugeführt worden war.

Zu den Anklängen an die Basiliade gehört auch die Inszenierung einer „rein säkulare[n] Sintflut“<sup>243</sup>, wie es Florian Gelzer ausdrückt. Auch bei Wielands Mexiko-Geschichte ist das Thema Religion ausgeblendet. Die Natur bestimmt das Dasein, die alte Götterwelt mit ihren Menschenopfern, über die sich die spanischen Chronisten, auch der von Wieland erwähnte José de Acosta, als Teufelswerk ereiferten, wird vollkommen ausgeblendet.

Eine nur scheinbar gröbere Abweichung beider Fassungen der Koxkox-Geschichte geht vom Wort „Spleen“ aus, das Wieland in der Erstfassung verwendet. In der späteren Fassung wird daraus eine „Milzbeschwerung“. Diese Eindeutschung des englischen Begriffs kommt nicht von ungefähr. Laut Kluge<sup>244</sup> geht der Ausdruck „spleen“ auf das Lateinische „splen“ zurück und in der traditionellen Medizin wurde die Milz als Sitz der Gemütslagen betrachtet. Infolgedessen sind verschrobene Eigenarten wiederum Ausdruck eines organischen Leidens.

<sup>242</sup> Christoph Martin Wieland: Σωχράτης μαυόμευος oder die Dialogen des Diogenes von Sinope, S. 3

<sup>243</sup> Florian Gelzer: „Eine glückliche Nation ...“, S. 341

<sup>244</sup> Vgl. Kluge: Etymologisches Wörterbuch, S. 781. Im Spanischen wird die Milz als „bazo“ bezeichnet, das sich laut der Real Academia Española vom lateinischen Wort „badius“ für rötlich herleitet. Vgl. RAE, Eintrag „bazo“ <http://dle.rae.es/?id=5FbCT5N> (abgerufen am 18.11.2017)

Die eher unscheinbare Erwähnung der „Basiliade“ ohne Angabe des Autors soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich Wieland mit diesem utopischen Roman sehr intensiv auseinandergesetzt hat. Schon in seinen Zürcher Jahren als Gast bei Johann Jakob Bodmer, also noch im Erscheinungsjahr 1753, hatte Wieland die „Basiliade“ gelesen.<sup>245</sup> Anklänge an diesen Roman lassen sich mehrfach in Wielands Werk ausmachen. In diesem Zusammenhang interessiert besonders die Nähe zur Koxkox-Geschichte. Der Verweis auf ein aufgefundenes Manuskript oder eine vermittelte, seltene Textfassung tritt bei Wieland immer wieder auf. In der Mexiko-Geschichte ist es der Verweis auf eine alte mexikanische Sage. Im „Diogenes von Sinope“ ist der Bezug zu einer alten Handschrift schon im Untertitel gegeben und die Einleitung beschäftigt sich eingehend mit dem Auffinden eines Buches in einer Bibliothek eines Klosters, das „reich genug ist, siebenzig bis achtzig wohlgenährte Erdensöhne, in einem durch verjäherte Vorurtheile ehrwürdig gemachten Müßiggang und in tiefer Sorglosigkeit über alles, was außerhalb ihren Gerichten und Gebieten in der physischen und moralischen Welt vorgeht, zu unterhalten.“<sup>246</sup> Auch im Don-Sylvio-Roman dient eine alte Handschrift als Einstieg in die Erzählung.

Dasselbe kann man nun bei der Basiliade feststellen, die sich auf die Übersetzung eines indischen Schriftstellers namens Pilpai beruft. In einem ursprünglich rundum friedvollen Land haben sich Übel und Verbrechen breitgemacht. Es liegt nun an der Wahrheit und der Natur einzugreifen. Durch das Anschwellen der Wassermassen und ein Erdbeben wird das Land als Insel vom Kontinent abgetrennt. Am Festland bleibt nur ein kindliches Geschwisterpaar zurück, das auch geschlechtlich zueinander findet und eine glückliche Gemeinschaft mit einem König gründet, bis sich schließlich der Handel und der Tausch breitzumachen beginnen. Das Privateigentum und der Kampf um Gold und Edelsteine im Austausch mit den Bewohnern der schwimmenden Inseln bringen das Reich in Gefahr. Die Natur greift schließlich wieder ein und verhilft den Bewohnern der Inseln und den Landbewohnern zu einer glücklichen Koexistenz, nachdem das Eigentum einem Scheiterhaufen zugeführt worden war.

### 2.2.1 Mexiko-Bezüge

Die Mexiko-Bezüge in Wielands philosophischer Geschichte sind vielfältig und offensichtlich. Sie sollen in diesem Kapitel deutlich gemacht und zusammengefasst werden. Genauso bedeutsam ist aber auch die Feststellung, dass der Text nicht vorgibt, ein möglichst realistisches Bild eines bestimmten Landes in einer genau umrissenen Epoche abzubilden.

<sup>245</sup> Vgl. Florian Gelzer: „Eine glückliche Nation ohne Religion und Gesetze“. Morellys Basiliade (1753) als literarisches Modell für den jungen Wieland. In: Simone de Angelis, Florian Gelzer, Lucas Marco Gisi (Hg.): <Natur>, Naturrecht und Geschichte. Aspekte eines fundamentalen Begründungsdiskurses der Neuzeit (1600-1900). Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2010, S. 334-358

<sup>246</sup> Christoph Martin Wieland: Σωχράτης μωσόμευος oder die Dialogen des Diogenes von Sinope, S. 3

Am augenfälligsten sind zunächst die Namen, die schon im Titel prominent gesetzt sind: Koxkox und Kikequetzal. Die Literaturwissenschaftlerin Gabrijela Zaragoza kümmert sich um die aztekischen bzw. toltekischen Spuren in Wielands Erzählung in besonderer Weise und verfolgt die Namen auf ihre Nahuatl-Ursprünge zurück<sup>247</sup>.

Mit dem Verweis auf ein Nahuatl-Wörterbuch gibt Zaragoza die Bedeutung von Koxkox als eine Art Fasan an, der „in männlicher Ausführung mit einem prächtigen Federkleid assoziiert wird.“<sup>248</sup> Das Wörterbuch vom Rémi Simeón ist in dieser Hinsicht noch genauer. Unter dem Eintrag „coxolitli“ findet sich die Erklärung: „Especie de faisán de carne exdremadamente delicada.“<sup>249</sup>, also eine Art Fasan mit besonders zartem Fleisch. Metaphorische Rückschlüsse, unabhängig davon, ob das in Wielands Wissensstand oder Absicht lag, stehen einem Leser prinzipiell offen.

Beim Namen der weiblichen Protagonistin Kikequetzal verweist der Text selbst auf die Übersetzung mit „Freude des Lebens“<sup>250</sup>. Die mexikanisch-deutsche Literaturwissenschaftlerin zerlegt den Namen in die Bestandteile von chichí und quetzalli. Das erste Wort steht für die weibliche Brust, das zweite für die Schwanzfeder des Vogels Quetzal. Aus den grünen Schwanzfedern dieses Vogels besteht übrigens auch die als „mexikanischer Federkopfschmuck“ im Wiener Weltmuseum ausgestellte Federkrone.

Tlaquatzin leitet sich vom Wort „tlacuache“ ab, das für die nachtaktive Beutelratte steht.<sup>251</sup>

Der Name des fiktiven Gewährsmanns Tlantlaquakapatli gibt Rätsel auf. „Wurde er durch die Allgemeine Historie von der Pflanze inspiriert, die den langen Pfeffer trägt und die „Tlantlaquaie“ und „Acapatli“ (...) genannt wird, kurz Chili? Oder hatte es ihm eine mechanische Purpurwurzel mit abführender Wirkung angetan: Tlantlaquacuitlapille (...)?“<sup>252</sup> Auch das Nahuatl-Wörterbuch von Rémi Siméon führt auf keine überzeugende etymologische Spur.

Dasselbe trifft auf den Namen Mixquitlipikotsohoitl zu, bei dem die Bedeutungszuschreibungen einzelner Elemente zur Spekulation werden.

Im Mittelpunkt all dieser aztekischen Namen steht aber der lautliche Aspekt, den Wieland für ein exotisches Setting zu nutzen wusste.

Auch die zugrunde liegende Geschichte des Ursprungsmythos ist nicht frei erfunden. Gabrijela Zaragoza verweist auf die „Allgemeinen Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande“, in welcher

<sup>247</sup> Vgl. Gabrijela Zaragoza (Hg.): Ausflüge nach Aztekien, S. 25-34

<sup>248</sup> Ebda, S. 31

<sup>249</sup> Rémi Simeón: Diccionario de la lengua Nahuatl o Mexicana. Redactado según los documentos impresos y manuscritos más auténticos y precedido de una introducción. Traducción de Josefina Oliva de Coll. México, D. F.: Siglo XXI 1996, S. 129. Vgl. auch Carlos Montemayor (Ed.): Diccionario del náhuatl en el español de México. México, D. F.: Universidad Nacional Autónoma de México 2007

<sup>250</sup> Wieland: Beiträge, S. 39

<sup>251</sup> Vgl. die Abbildung auf Seite 72

<sup>252</sup> Gabrijela Zaragoza, Ausflüge nach Aztekien, S. 29

der Mythos der Überschwemmung bereits erwähnt wird. Die Namen der Hauptfiguren sind ebenfalls schon vorhanden.

Eine weitere Übereinstimmung mit einer Überschwemmung befindet sich bei José de Acostas „Historia Natural“, die von Wieland selbst im Text erwähnt wird.<sup>253</sup>

Wielands „Beyträge“ enthalten einen weiteren Hinweis auf eine mythische Geschichte, die ihm als Vorbild gedient haben mag: Giovanni Francesco Gemelli Careri mit seinem „Giro del Mondo“.<sup>254</sup> Auf Gemelli greift nicht nur Wieland, sondern auch Humboldt zurück. Und der Name Kikequetzal taucht bereits in dieser Veröffentlichung auf.

Neben den Personennamen gibt es noch andere Bezeichnungen, die auf eine eingehende Beschäftigung mit literarischen Vermittlungen schließen lassen. Obwohl die geographische Einengung zwischen Panama und Kalifornien bzw. Louisiana zu Beginn des Textes auch nicht sehr konkret ist, so ist das Toponym Kulhuakan (Culhuacán) als Bezeichnung eines Gebirges eindeutig bestimmbar. In der Geschichte selbst bleibt der Name ohne weitere Anspielungen auf die dort herrschende toltekische Kultur bzw. deren Bezug zu Teotihuacán. Es geht Wieland im Gegenteil genau darum, Menschen eines früheren Zeitalters ohne kulturelle Prägungen exemplarisch zu thematisieren.

Ein Name für eine Vogelart lässt sich noch direkt aus dem Nahuatl ableiten. Hinter dem Namen Sensutle verbirgt sich Cenzontle, was für Spottdrossel steht. Der Name lässt sich vom Nahuatl cenzontli ableiten, das so viel wie 400 bedeutet. Die Bezeichnung für den Vogel, der über 400 Wörter oder Stimmen verfügt.<sup>255</sup>

Andere Vogel-Bezeichnungen wie Kolibri, Papagei oder Truthahn verweisen sprachgeschichtlich auf unterschiedliche Ursprünge. Das Nomen Kolibri ist laut Kluge<sup>256</sup> über das Französische ins Deutsche gewandert und stammt vermutlich von einer karibischen Sprache. Das Nomen Papagei<sup>257</sup> ist bereits früher, also vor dem 15. Jahrhundert, im Deutschen nachweisbar, in seinen Ursprüngen aber ebenfalls nicht eindeutig auf eine bestimmte Sprache festlegbar. Lediglich das Wort Truthahn<sup>258</sup> geht in seinem ersten Wortteil auf das mittelniederdeutsche „droten“ zurück, das für „drohen“ steht und mit dem altnordischen Wort für „anschwellen“ in Verbindung gebracht wird. Alternative Bezeichnungen wie indianischer Hahn oder Indianer sind bzw. waren auch in Österreich bekannt.

Bei allen mexikanischen Bezügen, die sich in Wielands Erzählung vom Titel bis zu den Eigennamen für Vögel und Gebirgszüge auftun, bleibt die Frage nach dem Gewicht oder der

<sup>253</sup> Vgl. Wieland: Beyträge, S. 121

<sup>254</sup> Vgl. Gabrijela Zaragoza: Ausflüge nach Aztekien, S. 28

<sup>255</sup> Vgl. Diccionario Porrúa, Eintrag Centzon, p. 703

<sup>256</sup> Vgl. Kluge: Etymologisches Wörterbuch, S. 462

<sup>257</sup> Ebda, S. 610

<sup>258</sup> Ebda, S. 839

Bedeutung „des Mexikanischen“. Gabrijela Zaragoza lenkt die Aufmerksamkeit von der Auseinandersetzung mit Rousseaus Thesen weg auf eine Tiefenstruktur, die ihrer Meinung nach mehr mit Mexiko zu tun habe als vermutet. „Das alte Mexiko ist nur Kulisse, schon der Titel gilt als lautmalerisch (...)“<sup>259</sup>, fasst Zaragoza die übliche Rezeption der Erzählung zusammen. Die Umkehrung eines Kolonisationsmythos der Azteken, die Landnahme im Hochtal von Mexiko, all das hat Wieland möglicherweise weniger interessiert als angenommen. Es geht ihm offensichtlich um keinen Realismus im Sinne einer „wahrhaften Geschichte“ der ersten Reiseberichte über den neuen Kontinent, unter deren Etikette alle möglichen Phantasiegeschichten in Europa ihre Verbreitung fanden.<sup>260</sup> „Die eskalierende Polygamie in der Kolonie, wie der Urschauplatz nach der Ankunft Tlaquatzins und der Höhlenfrauen genannt wird, macht deutlich, worum es dem Text geht: Er will zeigen, wie schnell der Mensch ohne schützende Kultur westlicher Prägung zum wilden Tier wird“<sup>261</sup>, versucht Zaragoza die Quintessenz des Textes zu fassen. Genau damit ist aber Wielands Text Teil der Rousseau-Auseinandersetzung seiner Zeit, und das Mexikanische, das Zaragoza am Text so beharrlich verfolgt, ragt über den Status eines verschiebbaren Bühnenbildes nicht hinaus. Und vielleicht ist auch das Wort des Skandals im Zusammenhang mit diesem Text Wielands überstrapaziert:

Der eigentliche Skandal von Koxkox und Kikequetzel liegt freilich weniger in der Tatsache, dass ein Mann und eine Frau gleich im Anschluss an diese Warnung geschlechtlich miteinander verkehren, schließlich leben sie dann über neun Jahre eine ideale Liebe, als darin, dass sich später noch weitere Liebeshungrige dazugesellen.<sup>262</sup>

Auf den Zensurlisten der Habsburgermonarchie erscheint Wieland in erster Linie mit dem Roman „Die Geschichte des Agathon“ wegen seiner Stellen, „welche zum Atheismus führten, und wären in den übrigen Theilen ziemlich wollüstige – jedoch in dem feinsten Geschmack niedergeschriebene Stellen zu finden, welche sehr reizend und verführend klängen.“<sup>263</sup> Auch der „Don Sylvio“-Roman erregte größere Aufmerksamkeit bei der Zensurbehörde. Von den „Beyträgen“ kann man das nicht generell behaupten.

Die Polygamie selbst, in der Erzählung in vorbiblische Zeiten versetzt, dürfte als Thema auch nicht für einen Skandal in Betracht gekommen sein. Immerhin ist das Alte Testament voll mit Belegen für

---

<sup>259</sup> Gabrijela Zaragoza: Ausflüge nach Aztekien, S. 28

<sup>260</sup> Vgl. Stephen Greenblatt: Wunderbare Besitztümer. Die Erfindung des Fremden: Reisende und Entdecker. 3. Aufl. Berlin: Wagenbach 1994

<sup>261</sup> Gabrijela Zaragoza: Ausflüge nach Aztekien, S. 31

<sup>262</sup> Ebda, S. 27

<sup>263</sup> Norbert Bachleitner: Die literarische Zensur in Österreich, S. 301 (zitiert nach Friedrich Walter: Die zensurierten Klassiker, S. 144)

die Vielehe von herausragenden Persönlichkeiten des politischen und religiösen Lebens, von König David<sup>264</sup> bis Salomon<sup>265</sup>.

Ein weiterer Einflussbereich, der hier wohl eine Rolle spielt, ist die (literarische) Auseinandersetzung mit dem Islam, in dem die Ehe von Männern mit mehreren Frauen möglich und legitim ist. Im Verweis auf die historische Figur der Roxelane und dem direkten Verweis auf einen Serail durch Tlaquatzin nimmt der Text diesen Traditionsstrang auch ganz bewusst mit auf.<sup>266</sup>

Wieland ist darüber hinaus in seinen Texten von französischen libertinären Autoren wie Crébillon beeinflusst. Aber von Skandal im engeren Sinn kann man wohl nur beim Verfasser des Originals des Romans „Der Sopha“, Claude-Prosper Jolyot de Crébillon, sprechen, der dafür zu einer Haftstrafe verurteilt wurde.

Gabrijela Zaragoza macht mit „Die Liebens-würdige Americanerin: in einer kurtzen doch schönen und lesens-werthen Liebes-Geschichte“, vorgestellt von Briontes, den ersten literarischen Text ausfindig, der in Deutschland gedruckt wurde und über Mexiko spricht.<sup>267</sup> Auch wenn die deutschsprachigen Länder über die Kartographie schon sehr früh Kenntnisse über die von Spanien neu entdeckten Territorien erlangen konnten, war es erst das 18. Jahrhundert, in dem sich Mexiko zum literarischen Topos entwickelte, und bei den literarischen Verarbeitungen lag das Interesse in erster Linie auf der Eroberung. Wer sich hinter dem Namen Briontes verbirgt, ist bis heute ein Rätsel. Zaragoza konnte aber nachweisen, dass es sich bei diesem 1736 im thüringischen Langensalza veröffentlichten Text um eine Übersetzung von „L`Amitié Singulière“ der hugenottischen, nach England emigrierten Schriftstellerin Anne de La Roche-Guilhem handelt, der im Jahr 1700 in Amsterdam erschienen ist. La Roche-Guilhem übersetzte auch aus dem Spanischen und schien einen Hang zu exotischen, amourösen Themen gehabt zu haben. Die Untertitel ihrer Veröffentlichungen tragen topographische Zusätze wie „histoire afriqueaine“ (Almanzaïde) oder „histoire tartare“ (Zingis). Heute ist die Übersetzung ihrer mexikanischen Geschichte laut Karlsruher Virtuellem Katalog in sieben deutschen Bibliotheken zumindest über eine Signatur greifbar, die alle zusammen offensichtlich auf einem 1973 in den USA mikroverfilmten Exemplar basieren, da die englischen Anmerkungen beibehalten wurden.

Es ist zunächst fraglich, ob Wieland diesen Text überhaupt kannte. Wenn „Die Liebens-würdige Americanerin“ heute nur noch in den USA in der Papiaerausgabe verfügbar ist, 1973 wurde das Buch, wie oben erwähnt, als Teil der Jantz` Collection mikroverfilmt, in digitalisierter Form steht es

<sup>264</sup> „Und Abigail machte sich eilends auf und setzte sich auf einen Esel, und ihre fünf Mägde gingen hinter ihr her. Und sie zog den Boten Davids nach und wurde seine Frau.

Auch hatte David Abinoam von Jesreel zur Frau genommen; sie wurden beide seine Frauen.“ 1. Samuel 25, 42 u. 43 In: Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments nach der Übersetzung Martin Luthers. Stuttgart: Württembergische Bibelanstalt 1984, S. 313

<sup>265</sup> „Und er hatte siebenhundert Hauptfrauen und dreihundert Nebenfrauen (...).“ 1. Könige, 11, 3 In: Ebda, S. 364

<sup>266</sup> Vgl. die Ausführungen auf Seite 20 und die Fußnote 407

<sup>267</sup> Vgl. Gabrijela Zaragoza: Ausflüge nach Aztekien, S. 9-11

bis zum heutigen Zeitpunkt offensichtlich nicht zur Verfügung, stellt sich grundsätzlich die Frage nach der Verbreitung im deutschen Sprachraum. Direkte Einflüsse lassen sich nicht nachweisen. Und es dürfte argumentativ auch nur ein sehr dünner Faden sein, der sich von den ersten Berichten der Spanier zur Polygamie an Montezumas Hof über die vielseitigen Beziehungen in der Übersetzung von Briontes bis zu der *Ménage à trois* in Wielands Erzählung spannt.

Wielands Text steht in unmittelbarer zeitlicher Nachbarschaft zur Mexiko-Thematik in einer anderen Kunstform, nämlich der Oper. Der preußische König Friedrich II. schrieb das französische Libretto für eine Mexiko-Oper, die Carl Heinrich Graun komponierte.<sup>268</sup> Graun wiederum dürfte über einen Aufenthalt in Venedig Kenntnis von der ersten europäischen Montezuma-Oper erlangt haben, die Antonio Vivaldi mit Alvise (oder nach Meinung anderer mit dessen Neffen Girolamo) Giusti komponiert hatte. Die Uraufführung fand 1733 im Teatro San Angelo in Venedig statt.<sup>269</sup> Jedenfalls ist die ungewöhnliche Handhabung des historischen Themas durch Friedrich II. ein Beispiel für die Bandbreite der möglichen Adaptationen. Es ist ein

dramatisches Kontrastprogramm, das in dieser Schwarzweißfärbung zu Lasten der Eroberer und zu Gunsten der Eroberten in der deutschen Literatur wohl einzigartig ist. In Friedrichs Montezuma treffen zivilisierte Mexikaner, die auch unter Lebensgefahr Idealen wie Toleranz, Menschlichkeit, Treue verpflichtet bleiben, auf Spanier, die sich durch ein Negativattributgemisch aus Frömmelei und Hinterhalt, Habgier und Blutdurst zügig als Barbaren entpuppen.<sup>270</sup>

Friedrich führt seinem Publikum einen Montezuma als guten, aber schwachen Monarchen vor, der von den katholischen Spaniern bedrängt und besiegt wird. Die zeithistorische Ebene des Siebenjährigen Krieges darf dabei mitgedacht werden.

Bei allen Verdiensten Zaragozas um die Vorbilder und Quellen dieser Erzählung: „dieses wohl archaischste Mexiko der deutschen Literatur“<sup>271</sup> steht in einem anderen Zusammenhang als dem, einer deutschsprachigen Leserschaft historische oder ethnographische Befunde näherzubringen.

Aus dieser Perspektive ist auch Wielands „Vorurteilsmaschinerie“<sup>272</sup> zu verstehen. Die Mexikaner sind weit weg, sowohl geographisch wie zeitlich, und der eine oder andere Seitenhieb entspricht ganz sicher nicht einer heutigen Auffassung von respektvoller kultureller Völkerverständigung. Dennoch wird das Aufzeigen gewisser konstruierter Unzulänglichkeiten dem Werk als solchem nicht gerecht. Mexiko und die literarischen Berichte zu diesem Land, die Wieland zur Verfügung standen, dienten ihm als Steinbruch für seine eigene Auseinandersetzung mit einer Idee von der Natürlichkeit und dem Glück der Menschen.

<sup>268</sup> Vgl. Carl Heinrich Graun: Montezuma. Oper in drei Akten. Libretto: Friedrich II. 2 CD-Set. Königsdorf: Delta Music GmbH 1992

<sup>269</sup> Vgl. Antonio Vivaldi: Montezuma. Drama per Musica. Opéra en trois actes sur un livret de Girolamo Giusti. (Paris:) Auvidis 1992

<sup>270</sup> Gabrijela Zaragoza: Ausflüge nach Aztekien, S. 22

<sup>271</sup> Gabrijela Zaragoza: Ausflüge nach Aztekien, S. 34

<sup>272</sup> Ebda, S. 34

„Wieland inszeniert den Blick auf das Fremde als ethnographische Persiflage“<sup>273</sup>, meint Walter Erhart in seiner Untersuchung über die Positionen Wielands zu Rousseaus Werk. Die ironisierende Darstellung trifft nicht nur die frühen Mexikaner, sie ist das Gestaltungsprinzip der gesamten Erzählung und zielt auf eine Art der Erkenntnis, die skeptisch Distanz hält, Sachverhalte mitunter auch ad absurdum führt. Der Kometenschweif etwa wird mit einem exakten siebenstelligen Längenmaß abgegeben.<sup>274</sup> Den Naturwissenschaften gebührt die entsprechende Aufmerksamkeit: „Es ist sehr zu bedauern, daß Tlantlaquakapatli, aus Mangel eines Reaumürschen oder irgend eines anderen Thermometers, nicht im Stande war, den Grad der Wärme zu bestimmen, auf welchem sich damahls die Luft befand.“<sup>275</sup> Die Namen sakrosankter Autoritäten werden zitiert, aber mit Vertretern in einem Satz genannt, die weit von deren Reputation entfernt sind: „Denn war er [gemeint ist hier Koxkox, Anm. G. O.] da, so ist die Möglichkeit seines Daseyns außer allem Zweifel; wie jedermann zugeben wird, der seinen Aristoteles oder Baumeister nicht ganz vergessen hat.“<sup>276</sup> Und wissenschaftliche Autoritäten seiner Zeit werden in einem gewissen fachspezifischen Kontinuum verortet: „... nach Boerhaave und allen, die Er beschrieben hat und die Ihn beschrieben haben [...]“<sup>277</sup>.

„Wielands kleine ‚mexikanische Geschichte‘ Koxkox und Kikequetzl [sic!] begegnet xenophilen wie xenophoben Stereotypen mit Humor“<sup>278</sup> meint Andreas Anglet in einem Beitrag, der sich mit deutschsprachigen Eroberungstexten zu Mexiko im 18. Jahrhundert beschäftigt und dabei besonders auf Friedrich II. und Carl Heinrich Grauns Oper „Montezuma“ verweist, in der dem Aztekenherrscher die Rolle des guten, aber schwachen Monarchen zugeordnet wird. Diese Oper wurde 1755, also 15 Jahre vor der Erstveröffentlichung von Wielands Erzählung, uraufgeführt und musste ihm bekannt gewesen sein. Auch wenn das Thema bzw. die Zeit der Oper und der Erzählung nicht übereinstimmen, so verbindet beide doch der eigenwillige Umgang mit einem historischen Ort. Bei Friedrich II. und Graun ist es die Stilisierung der katholischen Spanier als Barbaren, bei Wieland ist es die Mythisierung am Anfang des Zivilisationsprozesses.

Wielands Text ist nicht einfach nur als ablehnende Gegenposition zu Rousseau zu verstehen. Das ist der Text zwar auch, aber Wieland versteht zu differenzieren und Schattierungen zwischen individuellem Glück und Zivilisation herauszuarbeiten. Selbst wenn der Keim des bevorstehenden Zerwürfnisses im Zusammenleben der drei Protagonisten schon vorhanden ist, eine Zeitlang funktioniert die Dreierbeziehung zwischen Koxkox, Kikequetzel und Tlaquazin ja doch.

<sup>273</sup> Walter Erhart: „Was nützen schielende Wahrheiten?“ Rousseau, Wieland und die Hermeneutik des Fremden. In: Rousseau in Deutschland. Hg. von Herbert Jaumann. Berlin, New York: Walter de Gruyter 1995, S. 61

<sup>274</sup> Vgl. Wieland: Koxkox, S. 6

<sup>275</sup> Ebda, S. 22

<sup>276</sup> Ebda, S. 9

<sup>277</sup> Ebda, S. 21

<sup>278</sup> Andreas Anglet: Die Eroberung Mexikos im deutschsprachigen literarischen Diskurs des 18. Jahrhunderts. In: Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses 2005. „Germanistik im Konflikt der Kulturen“. Hg. von Jean-Marie Valentin. Bd. 9. Bern u. a.: Peter Lang 2007 (=Jahrbuch für Internationale Germanistik. 85.), S. 44

Für Walter Erhart verweigert sich Wielands Text sogar einer stringenten Kritik an Rousseau. Sieht er die Positionen des Genfer Philosophen zunächst noch durch den fiktiven Weisen Tlantlaquakapatli vertreten, so gewinnt der Text eine gewisse Eigendynamik:

Das zu Beginn offensichtlich vorherrschende Thema, eine Kritik Rousseaus, scheint völlig aus den Augen geraten zu sein, die Wahl, sich für oder gegen Rousseau zu entscheiden, ist in der ständigen Infragestellung der philosophischen und ethnologischen Autoritäten fast unmöglich geworden.<sup>279</sup>

Wielands „Koxkox und Kikequetzel“ ist Bestätigung und Widerspruch zu Rousseau in einem:

Koxkox und Kikequetzel beginnt als rousseauistisch gemalte Urgeschichte des mexikanischen Urvolks, deren Szenario die „Unschuld“ der ersten Natur scheinbar bestätigt. Während die darauf folgende Rousseau-Kritik die Hypothese des Naturzustandes ad absurdum führt, verkehrt sich die Fortsetzung der mexikanischen Naturgeschichte in ein apokalyptisches Dekedenzgemälde, das einerseits Rousseaus Verfallsgeschichte bestätigt, andererseits allen ethnologischen Sehnsüchten Hohn spricht.<sup>280</sup>



*Abb. 3: Stuckatur aus dem „Indianerzimmer“ der ehemaligen Böhmisches Hofkanzlei, Wien, 18. Jahrhundert*

<sup>279</sup> Walter Erhart: „Was nützen schielende Wahrheiten?“, S. 70

<sup>280</sup> Ebda, S. 69

### 3. Im Hintergrund: Jean-Jacques Rousseaus „Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen“ (1755)

Wielands Mexiko-Geschichte steht in direkter Beziehung zu einer Abhandlung, die der Genfer Philosoph Jean-Jacques Rousseau als Antwort auf eine Preisfrage der Akademie von Dijon formulierte.<sup>281</sup> Die ursprüngliche Frage lautete: „Welches ist der Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen und ist sie durch das Naturgesetz gerechtfertigt?“

Rousseau hatte bereits einmal an einer Preisfrage der Akademie von Dijon teilgenommen. Beim ersten Mal ging es um die Frage: „Hat der Fortschritt der Wissenschaften und Künste zum Verderb oder zur Veredelung der Sitten beigetragen?“ Mit seiner Abhandlung, die er 1750 unter dem Titel „Discours sur les sciences et les arts“ (Abhandlung über die Wissenschaften und Künste) veröffentlichte, gewann er den ersten Preis.

Bei seiner zweiten Teilnahme an der ausgelobten Frage zur Ungleichheit der Menschen erhielt Rousseau zwar keinen Preis, sein „Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes“ („Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen“) erfuhr jedoch breite Aufmerksamkeit.

Rousseau unterteilt seine Beantwortung der Frage in zwei Teile und skizziert bzw. konstruiert zunächst einen Naturzustand des Menschen. Er geht dabei weniger von einem biologischen Begriff des Menschen aus, der sich aus den Unterschieden zum Tierreich ergibt, sondern von einem Zustand der menschlichen Entwicklung, den man als präzivilisatorisch bezeichnen kann. Darunter ist zu verstehen, dass es in erster Linie Individuen, auf sich selbst gestellte, auf andere nicht angewiesene Menschen, sind, die in ihrer Lebensweise einen Begriff von Freiheit und Glück verkörpern.

In erster Linie denkt Rousseau dabei an einen männlichen Menschen. Und gleichzeitig denkt er sich diesen Menschen noch vor seinen diversen kulturellen Prägungen, wie Norbert Campagna betont:

Rousseaus Wissenschaft des Menschen hat eine interkulturelle Bedeutung, denn indem sie den natürlichen Menschen hinter dem vergesellschafteten Menschen wiederfinden will, will sie etwas finden, was dem Prozess der kulturellen Differenzierung vorhergeht und somit kulturübergreifend ist bzw. jeder kulturellen Differenzierung zu Grunde liegt. Rousseaus wahrer Mensch ist, könnte man sagen, der Mensch vor dem Turmbau zu Babel.<sup>282</sup>

<sup>281</sup> Für die Bezüge zu Leben und Werk Jean-Jacques Rousseaus siehe das Nachwort zur deutschen Übersetzung: Jean-Jacques Rousseau: Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen. Aus dem Französischen übersetzt und herausgegeben von Philipp Rippel. Stuttgart: Philipp Reclam jun. 2010 (=Universal-Bibliothek.1770.), S. 174-214

<sup>282</sup> Norbert Campagna: Jean-Jacques Rousseau interkulturell gelesen. Nordhausen: Traugott Bautz 2006 (=Interkulturelle Bibliothek. 65.), S. 46

Auch aus diesem Aspekt wird verständlich, warum Wieland seinen Koxkox und dessen Kikequetzal ohne religiöse Bezüge ausstattet. Der Leser soll Menschen kennenlernen, die mit allen Grundbedürfnissen wie Essen, Trinken und Lieben ausgestattet sind, aber eben nicht mehr. Der kulturelle Sprung nach Mexiko ist auch bei Wieland in erster Linie ein Sprung in eine üppigere Natur.

Immer wieder nimmt Rousseau in seinen philosophischen Überlegungen auf die amerikanische Urbevölkerung Bezug. „Der Wilde“, wie sich Rousseau ausdrückt, ist in seiner Entwicklung nicht mehr die reinste Verkörperung des dargelegten menschlichen Ur- bzw. Naturzustandes, aber im Vergleich zur europäischen Variante diesem eindeutig näher. Bei Rousseau sind das nicht zwei wertfreie Pole, die ein aufmerksamer Beobachter der menschlichen Entwicklung einfach feststellen kann, sondern Entwicklungsstadien, die unter dem Aspekt der Gesellschaftskritik gegeneinander gestellt werden.

Wenn die Kritik Rousseaus auf das Schlagwort „Zurück zur Natur“ reduziert wird, so werden seine Überlegungen unzulänglich verkürzt dargestellt. Und Voltaires Replik auf dessen Abhandlung, bei der Lektüre bekomme man Lust, auf allen Vieren zu gehen<sup>283</sup>, mag zwar vortrefflich formuliert sein, stellt aber noch keine inhaltliche Auseinandersetzung dar.

Rousseau argumentiert, dass die ersten Menschen gelernt hätten, mit dem Allernotwendigsten gut zurechtzukommen. In einer Anmerkung erwähnt er ein Tier in Nikaragua, das über Vorderfüße wie Hände verfüge und sein Junges im Fall einer Flucht in einem Bauchbeutel verschwinden lassen könne. Rousseau beruft sich auf den niederländischen Naturforscher Johannes de Laet, der für dieses Tier in Mexiko den Namen Tlaquazin bezeugt. Bei Wieland treffen wir ebenfalls auf diesen Namen, allerdings dient er hier nicht als Bezeichnung für ein beutelartiges Tier, sondern für den Nebenbuhler von Koxkox, der alsbald mit Kikequetzel leben wird. Auch die „Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande“ von John Green, Thomas Astles und Abbé Prévost kennt das Tlaquatzin mit Berufung auf Laet. Neben der erstaunlichen Beutelfunktion des Weibchens für vier bis fünf Jungtiere charakterisiert sich das Tlaquatzin durch seine Geschicklichkeit und Kraft: „Das Tlaquatzin steigt ungemein leicht auf die Bäume, und bekriegt, wie der Fuchs, das zahme Geflügel.“<sup>284</sup> Und nur zwei Jahre davor erschien eine deutsche Übersetzung des „Natarsystems“ von Carl von Linné, der das Tlaquatzin unter dem Lemma „Waldratze“ ebenfalls erwähnt und ihm die lateinische Bezeichnung „Didelphis opossum“ zuteilt.<sup>285</sup>

---

<sup>283</sup> Vgl. ebda, S. 194 f.

<sup>284</sup> John Green; Thomas Astles; Abbé Prévost: Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande oder, Sammlung aller Reisebeschreibungen, welche bis itzo in verschiedenen Sprachen von allen Völkern herausgegeben worden ... durch eine Gesellschaft gelehrter Männer im englischen zusammen getragen, und aus Demselben ins deutsche übersetzt von Johann Joachim Schwabe. Leipzig: Arkstee und Merkus 1755, S. 675

<sup>285</sup> Vgl. Carl von Linné: Vollständiges Natursystem nach der lateinischen Ausgabe. Von den saeugenden Thieren: mit 32 Kupfern. Erster Theil. Nürnberg: Gabriel Nicolaus Raspe S. 292 ([https://books.google.at/books?id=UyxVAAAAcAAJ&printsec=frontcover&hl=de&source=gbs\\_ge\\_summary\\_r&cad=0#v=onepage&q&f=false](https://books.google.at/books?id=UyxVAAAAcAAJ&printsec=frontcover&hl=de&source=gbs_ge_summary_r&cad=0#v=onepage&q&f=false)) abgerufen am 31.10.2017



Abb. 4: Tlaquatzin

Die Kariben von Venezuela sind die ersten „Wilden“, auf die Rousseau zu sprechen kommt und die sich durch ihre Unerschrockenheit auszeichnen:

Die Kariben von Venezuela, unter anderen, leben diesbezüglich in der größten Sicherheit und ohne die geringste Beeinträchtigung. Obgleich sie fast nackt sind, (...) unterlassen sie es nicht, sich kühn, nur mit Pfeil und Bogen bewaffnet, in die Wälder zu wagen, aber man hat niemals sagen hören, daß irgend jemand unter ihnen von den wilden Tieren verschlungen worden wäre.<sup>286</sup>

Die Bedürfnisse der Naturmenschen sind, laut Rousseau, ganz auf den Augenblick gerichtet. Vorsorge oder längerfristige Planung sind ihnen fremd bzw. nicht notwendig: „Dies ist auch heute noch der Grad an Voraussicht eines Kariben: er verkauft am Morgen sein Baumwollbett und kommt am Abend weinend wieder, um es zurückzukaufen, weil er nicht vorausgesehen hat, daß er es in der nächsten Nacht brauchen würde.“<sup>287</sup>

Dasselbe Maß an Spontaneität prägt auch die zwischenmenschlichen Beziehungen. Das Zusammenleben der Menschen ergibt sich nach dem Maß der Gelegenheit: „Die Männchen und die Weibchen vereinigen sich zufällig, je nach dem Zusammentreffen, der Gelegenheit und der Begierde, ohne daß die Sprache ein allzu nötiger Vermittler für die Dinge gewesen wäre, die sie sich zu sagen hatten; und sie gingen mit der gleichen Leichtigkeit auseinander.“<sup>288</sup>

Diese Interpretation, von Beobachtung kann man bei Rousseau nicht sprechen, des Zusammenlebens der amerikanischen Urbevölkerung wird auch für Wielands Erzählung von

<sup>286</sup> Rousseau: Abhandlung, S. 39

<sup>287</sup> Ebda, S. 48

<sup>288</sup> Ebda, S. 51 f.

Bedeutung. Immerhin sind die beiden Protagonisten die Verkörperung des natürlichen Urzustandes, wenn sie sich auch eine Erinnerung an eine gewisse Prägung des sozialen Zusammenlebens vor der Naturkatastrophe bewahrt haben dürften. Das Auftauchen von Tlaquatzin und im weiteren Verlauf von anderen überlebenden Mitbewohnern der Erde bringt dem Zusammenleben ein gewisses Maß an sozialer Komplexität, das sich von den einfachen Formen der Begegnung und des Auseinandergehens entfernt.

Wie auch bei Wieland nimmt die Betrachtung über den Ursprung der Sprache bei Rousseau breiten Raum ein. Laut dem Genfer Philosophen war die Sprache zunächst ein Ausdruck individueller Bedürfnisse und dieser vor allem einer der Kinder: „Die erste Sprache des Menschen, die allgemeinste, die kraftvollste und die einzige Sprache, die er brauchte, bevor es darum ging, Menschen in einer Versammlung zu überreden, ist der Schrei der Natur.“<sup>289</sup>

Erst mit der Vergesellschaftung der Menschen entwickeln sich abstrahierte Begriffe, wobei sich Rousseau die grundlegende Frage stellt: „Was war notwendiger, eine bereits geschaffene Gesellschaft für die Einführung der Sprachen oder bereits erfundene Sprachen für die Einrichtung der Gesellschaft?“<sup>290</sup> Eine Frage, die man in ihrer Ausschließlichkeit und Henne-Ei-Problematik nicht beantworten kann, da ja die Beeinflussung als gegenseitig angenommen werden muss.

Die Abstraktion der Sprache geht auf jeden Fall mit der Komplexität des menschlichen Zusammenlebens einher:

Als sie begannen, das Subjekt vom Attribut und das Verb vom Substantiv zu unterscheiden – was keine geringe Geistesanstrengung war – waren sämtliche Substantive zunächst nur Eigennamen, der Infinitiv Präsens war die einzige Zeitform der Verben, und was die Adjektive betrifft, so muss sich ihr Begriff nur sehr schwer entwickelt haben, weil jedes Adjektiv ein abstraktes Wort ist und Abstraktionen mühsame und kaum naturgegebene Unternehmungen sind.<sup>291</sup>

Im zweiten Teil seiner Abhandlung geht Rousseau auf die Frage nach dem Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen ein und entdeckt die Form des Privateigentums als Grundlage aller daraus folgenden Konflikte: „Der erste, der ein Stück Land eingezäunt hatte und auf den Gedanken kam zu sagen „Dies ist mein“ und der Leute fand, die einfältig genug waren, ihm zu glauben, war der wahre Begründer der zivilisierten Gesellschaft.“<sup>292</sup>

Zum zivilisatorischen Entwicklungsstadium, das auf Privateigentum beruht, kommt es in Wielands Mexiko-Geschichte gar nicht, die Frage des Privateigentums bleibt ausgespart. Breiten Raum nehmen aber bei Rousseau die Frage nach dem Zusammenleben der Geschlechter und die Frage

---

<sup>289</sup> Ebda, S. 53

<sup>290</sup> Ebda, S. 57

<sup>291</sup> Ebda, S. 54

<sup>292</sup> Ebda, S. 74

nach dem Ursprung der Sprache ein. Naturkatastrophen begünstigen den kommunikativen Austausch unter den Bewohnern der Erde:

Große Überschwemmungen und Erdbeben haben besiedelte Landschaften mit Gewässern und Abgründen umgeben; Umwälzungen im Erdball haben Teile des Kontinents losgelöst und zu Inseln zerstückelt. Man kann sich vorstellen, dass unter Menschen, die auf solche Weise zusammengebracht und gezwungen worden waren zusammenzuleben, sich eher ein gemeinsames Idiom ausbilden musste als unter denjenigen, die frei in den Wäldern des Festlandes umherschweiften.<sup>293</sup>

Rousseau vermutet sogar, die menschliche Sprache habe sich zuerst auf Inseln ausgeprägt.

Von den Überschwemmungen und besiedelten Landschaften, die von Gewässern umgeben sind, ist es nun kein großer Schritt zu Wielands erzählerischem Raum, der infolge eines Kometenregens eine Art postsintflutlicher Landschaft darstellt, in dem der bedrohliche Wasserstand erst allmählich zurückgeht. Und die Insel-Metapher wird sogar im Text selbst angesprochen.<sup>294</sup>

Rousseau wendet sich in seiner Abhandlung gegen den englischen Philosophen Thomas Hobbes, der die aggressive Seite des Menschen betont. Dagegen setzt der Genfer Philosoph den Begriff des Mitleids, der in unterschiedlicher Form bereits bei Tieren ausgeprägt sei, und auf dem andere Formen wie die der Elternliebe oder auch die Gattenliebe beruhen.

Letztendlich läuft Rousseaus Zivilisationskritik auf eine Betonung des Individualismus hinaus, den er mit dem Freiheitsbegriff koppelt. Das Sein und das Scheinen werden ab der Zivilisationsstufe der Seßhaftigkeit und der frühen Arbeitsteilung zu zwei auseinanderklaffenden Begriffen:

Solange sich die Menschen mit ihren einfachen Hütten begnügten [...], lebten sie so frei, gesund, gut und glücklich wie sie es ihrer Natur nach nur sein konnten (...). Aber von dem Augenblick an, da ein Mensch die Hilfe eines anderen benötigte, und sobald man gewahr wurde, daß es einem einzelnen nützlich ist, Vorräte für zwei zu haben, verschwand die Gleichheit, das Eigentum kam auf, die Arbeit wurde zur Notwendigkeit, und die ausgedehnten Wälder verwandelten sich in anmutige Felder, die mit dem Schweiß der Menschen begossen werden mussten und auf denen man bald die Sklaverei und das Elend keimen und wachsen sah.<sup>295</sup>

Bemerkenswert ist auch der umgekehrte Blick, den Rousseau in seiner Abhandlung durchschimmern lässt: „Welch ein Schauspiel stellen doch für einen Kariben die mühevollen und vielbeneideten Arbeiten eines europäischen Ministers dar!“<sup>296</sup>

Mit dem Einsetzen der Sesshaftigkeit und den ersten Formen der Arbeitsteilung macht Rousseau auch die ersten manifesten Unterschiede in den Geschlechterrollen fest. Der Zusammenschluss zur

---

<sup>293</sup> Ebda, S. 80

<sup>294</sup> Wieland: Beiträge, S. 24

<sup>295</sup> Rousseau: Abhandlung, S. 84

<sup>296</sup> Ebda, S. 112

sozialen Einheit der Familie brachte Festlegungen hervor, die sich auf die Geschlechterrollen bezogen. Weiter geht Rousseau nicht auf die sich herausbildenden Unterschiede im Leben der Geschlechter ein. Aber immerhin thematisiert er deren unterschiedliche Rollen.

## 4. Textanalyse

### Raum

Der erzählte Raum ist mit dem Untertitel einer mexikanischen Geschichte geographisch vorgeprägt. Da die zeitliche Bestimmung nur sehr vage weit in die Vergangenheit zurückweist, ist von einem Mexiko vor der Eroberung durch die Spanier auszugehen, die in der Erzählung selbst gar keine Rolle spielen.

Der Einstieg kommt ohne Umschweife schnell zur Sache und bereitet die Katastrophe vor, welche die Grundlage für das soziale Experiment abgibt. Der Leser wird in himmlische Sphären gehoben und reist mit einem Kometen um die Sonne, um direkt in den Kometenschweif einzutauchen, der die Erde in Unmengen von Wasser taucht.

Von Orten kann man in erster Linie innerhalb der Binnenerzählung sprechen. Die Hütte mit Koxkox` Pflanzungen evoziert paradiesische Zustände, vor allem in der Retrospektive nach dessen Vertreibung durch Tlaquatzin. Mit der Entfernung zur Hütte steigt die Gefahr. Der Ort der Vergewaltigung Kikequetzals befindet sich weit weg, außerhalb der Hörweite und damit außerhalb des schutzbietenden Einflussbereichs von Koxkox. Die Höhle der drei Frauen im weiteren Verlauf der Erzählung, zu denen sich Koxkox flüchtet, bleibt ohne weitere zivilisatorische Veränderungen. Es zieht ihn zurück zu seiner „Heimath“<sup>297</sup>, und damit zurück zu seiner Kikequetzal.

An konkreten geographischen Bezugspunkten ist der Text arm, immerhin handelt es sich um eine exemplifizierende Erzählung, die sich durch einen anderen Mimesis-Begriff auszeichnet als etwa eine realistische Reiseerzählung. Es taucht die Ortsbezeichnung „am Fuße des Gebriges von Kulhuakan“<sup>298</sup> auf. Das Gebirge von Culhuacán ist, wenn dieses damit gemeint ist, mehr ein Hügel, aber hier steht wohl der Klang eines exotischen Wortes im Vordergrund.

Über den eng eingegrenzten Raum der metadiegetischen Welt hinaus müssen wir der Vollständigkeit halber noch die vielen Verweise des Erzählers anfügen, der in seinen Anspielungen ins antike Griechenland, in die antike römische Welt, ins alte Siam, nach China, nach Frankreich, Italien und England und in noch viele weitere weltumspannende Bezugspunkte ausschweift.

---

<sup>297</sup> Wieland: Koxkox, S. 81

<sup>298</sup> Ebda, S. 87

## Zeit

Halten wir uns an die Kategorien, die Martinez und Schäffer unter Bezug auf Genette zur Bestimmung der Zeit in einem Erzähltext vorschlagen, dann lässt sich zunächst die Erzählzeit dahingehend festlegen, dass der Umfang der Fassung in den „Gesammelten Werken“ 88 Seiten beträgt. Die historisch-kritische Ausgabe, die der zweiteiligen Fassung von 1770 folgt, widmet der mexikanischen Geschichte insgesamt 63 Seiten. Die Originalausgabe bei Weidmann in Leipzig kommt ohne Vorbericht auf 164 Seiten.

Erzähltechnisch interessanter ist die erzählte Zeit der abschweifenden, im Großen und Ganzen aber chronologisch angeordneten Geschichte. Mit „Vor undenklichen Jahren“<sup>299</sup> setzt die Erzählung ein und geht damit möglichst weit in der Geschichte zurück. Immerhin lässt sich der zeitliche Verweis soweit konkretisieren, dass die Erde damals schon bewohnt war. Kurz nach der Kometenkatastrophe, die beinahe alle Erdenbewohner ausgelöscht hat, trifft der Leser auf den Protagonisten Koxkox, der im zehnten Lebensjahr steht. Koxkox wiederum trifft auf seine Partnerin Kikequetzal und die traute Zweisamkeit dauert ungefähr ein Jahrzehnt.<sup>300</sup> Mit dem Auftauchen des Nebenbuhlers Tlaquatzin ändert sich das Zusammenleben grundsätzlich, kann aber noch einige Zeit als harmonisch beschrieben werden.

Nach seiner Vertreibung findet Koxkox ein neues Zuhause bei weiteren Überlebenden der Naturkatastrophe, doch von langer Dauer ist dieser Zustand nicht: „wenige Wochen“<sup>301</sup> vergehen, bis er sich wiederum nach seiner Kikequetzal zurücksehnt. Doch das einstige Paradies ist nicht wiederherstellbar. Die anwachsende Gemeinschaft, „Horden“<sup>302</sup> nennt sie der Erzähler, ist nicht in der Lage, Regeln für ein verantwortungsvolles Zusammenleben aufzustellen oder sich daran zu halten. Es gilt das Recht der Stärkeren und „nach und nach“<sup>303</sup> regredieren die Nachkommen: „Sie behelfen sich mit wilden Früchten und Wurzeln, wohnten in Grüften und hohlen Bäumen, und suchten in einem gedanken- und arbeitslosen Müßiggang das höchste Gut des Lebens.“<sup>304</sup> Somit wären sie wiederum im glückseligen Zustand der Natur im Sinne von Rousseau angekommen.

Die Zeitspanne der erzählten Geschichte umfasst also einige wenige Jahrzehnte vom Einsetzen der Wassermassen aus dem Kometenschweif bis zum Heranwachsen von Nachkommen.

Für den Narratologen Wolf Schmid lassen sich die klassischen Kategorien der Erzählzeit und der erzählten Zeit letztendlich auf die „Frage der Selektivität der Geschichte hinsichtlich des

---

<sup>299</sup> Wieland: Koxkox, S. 5

<sup>300</sup> Vgl. ebda, S. 68: „Neun oder zehn Jahre ungefähr hatte die Glückseligkeit der ersten Ältern von Mexiko gedauert, ...“

<sup>301</sup> Ebda, S. 81

<sup>302</sup> Ebda, S. 86

<sup>303</sup> Ebda.

<sup>304</sup> Ebda, S. 87

Geschehens“<sup>305</sup> reduzieren. Dehnung und Raffung in der Geschichte hängen davon ab, wie viel an unendlich möglichen Details als erzählenswert eingebracht wird. Und ein zeitdeckendes Erzählen schließt Schmid kategorisch aus, da eine Geschichte den unendlichen Möglichkeiten des Geschehens nie gerecht werden könne.

Für unseren Zeitraum der erwähnten zwanzig bis dreißig Jahre findet in der Geschichte also eine Verdichtung in der Schilderung des sozialen Gefüges der Überlebenden statt. Von einer Dehnung kann man im Zusammenhang mit dem Kennenlernen von Koxkox und Kikequetzal sprechen, desgleichen bei der Begegnung von Kikequetzal mit Tlaquatzin. Als Dehnung auf einer anderen Ebene, nämlich der Exegese, könnte man die vielen Einschübe betrachten, die es dem Erzähler immer wieder ermöglichen, weitschweifig Analogien und literarische Vergleiche anzuführen.

Im zeitlichen Arrangement der Erzählung fallen darüber hinaus die erzählerischen Pausen auf, in denen sich der Philosoph oder der Erzähler in Betrachtungen über das Verhältnis von Natur und Kunst im allgemeinen, in Kommentaren und Abschweifungen über Bräuche und Sitten anderer oder in verschiedensten Adressierungen an den Leser und immer wieder besonders an die Leserinnen ergeht. Und dann drängt die Erzählinstanz aus der extradiegetischen Ebene wieder zum erzählerischen Aufbruch: „Doch wir müssen unsre Erzählung fortsetzen.“<sup>306</sup>

Wir konnten bereits eine grundsätzlich chronologische Anordnung der Erzählung festhalten. Die Naturkatastrophe scheint bei Koxkox so stark gewirkt zu haben, dass er sich nur noch an seinen Namen und an sein Alter aus der Zeit vor den sintflutähnlichen Regenfällen erinnern kann. Das sind also schlechte Voraussetzungen für Analepsen. Bei Kikequetzal ist es etwas anders. Ihre Verbindung zur Zeit vor der Katastrophe ist ihre Mutter, die jedoch alsbald stirbt. „Ihre Mutter hatte ihr einige unvollkommene Begriffe von dem vorigen Zustand ihres Volkes gegeben.“<sup>307</sup> Dunkel, aber immerhin vorhanden, sind die Analepsen, die in ihr die Kenntnisse über andersgeartete Menschen wachrufen.

Im weiteren Verlauf der Erzählung, als die Protagonisten über eine gemeinsame Erfahrung verfügen, steigt die Möglichkeit, sich an Vergangenes zu erinnern. Im Zustand der Zerrüttung des Gemeinwesens ruft der Philosoph Tlantlaquapatli Erinnerungen an die Zeit des ersten Zusammenlebens wieder wach:

Wie ungleich jener lebenswürdigen Unschuld, welche den guten Koxkox in den Armen seiner zärtlichen Kikequetzel beseligte, als sie noch die einzigen Bewohner der fruchtbaren Thäler waren, (...) als Kikequetzel sich noch nicht träumen ließ, daß ein andrer Mann mehr Mann seyn könne als Koxkox, und dieser noch nicht gelernt hatte, sich für unangenehme Augenblicke in seinem Hause in den Armen einer andern zu entschädigen; als jedes dem andern noch

<sup>305</sup> Wolf Schmid: Elemente der Narratologie. 2., verbesserte Auflage. Berlin, New York: Walter de Gruyter 2008, S. 263

<sup>306</sup> Wieland: Koxkox, S. 75

<sup>307</sup> Ebda, S. 32

die ganze Welt war; als Kikequetzal, wenn sie mit Emsigkeit an einem Bette von den weichsten Federn arbeitete, sich mit den Gedanken aufmunterte, „er wird desto süßer ruhen!“ - und Koxkox, wenn er die Bäume wachsen sah, die er gepflanzt hatte, sich an der Vorstellung ergetzte, daß seine Kinder unter ihrem Schatten spielen würden!<sup>308</sup>

## Figuren

### Hauptfiguren

An Hauptfiguren lassen sich in der Diegese drei ausmachen: Die den Titel gebenden Koxkox und Kikequetzal und bald darauf den dritten Protagonisten, Tlaquatzin. Auf einer anderen Ebene gehört auch der Philosoph Tlantlaquakapatli dazu, der die Diegese begleitet, kommentiert und mit dessen Perspektive der übergeordnete Erzähler nicht immer übereinstimmt.

Der Erzähler stellt zunächst Koxkox als einzigen Überlebenden der Flutkatastrophe vor. Ein Jüngling von 14 bis 15 Jahren, den die Einsamkeit plagt. Seine Liebe gilt dem Papagei, mit dem er sich vorzüglich unterhält. Ansonsten erfreut er sich an der Tatsache, dass sich die Natur nach dem Rückgang des Wassers auf üppige Weise erholt und Nahrung wieder leichter zu beschaffen ist. Koxkox lebt in den Tag hinein, unterbrochen von Träumen von seinem früheren Leben, als er sich mit anderen Kindern am Leben erfreuen konnte. Er ist über weite Strecken ein arkadischer Held, der mehr mit Einfühlungsvermögen und Zuneigung denn mit Muskelstärke punktet.

Kikequetzal wird vom Erzähler zunächst bei einem Rosenstrauch schlafend eingeführt. Sie ist zunächst die Passive, die sich wie in einem Gemälde positioniert. Die Verknüpfung mit kunstgeschichtlichen Bildern wird zumindest in der Erstausgabe durch eine Illustration erleichtert, die Anleihen an Titian nimmt. Kikequetzals überwältigende Schönheit ist nicht nur dem langen mangelnden menschlichen Kontakt des männlichen Protagonisten geschuldet. Nymphen und Feen, auch antike Göttinnen bevölkern die Vergleichswelt, die zwar nicht Koxkox, aber dem Erzähler zur Verfügung steht und der diese mit verspielter erzählerischer Lust dem fiktiven Leser näher bringt.

Tlaquatzin wird dem Leser als herkulshafter Muskelprotz vorgestellt, der ganz triebgesteuert seinen Weg zur Vergewaltigung Kikequetzals einschlägt. Er nimmt, was er glaubt, dass ihm zusteht, und genau so selbstverständlich fügt er sich als Dritter in das Zusammenleben von Koxkox und Kikequetzal ein, bis der sich ankündigende Konflikt ausbricht. An dem Konflikt ist Kikequetzal nicht unbeteiligt, die ihre Liebe nun Tlaquatzin zukommen lässt. Koxkox packt die Eifersucht und er überlässt dem Nebenbuhler seine Frau, die gemeinsame Hütte und den gepflegten Garten.

---

<sup>308</sup> Ebda, S. 87

Hiermit ist ein erzähltechnischer Höhepunkt markiert. Die drei Protagonisten kommen später wieder zusammen, doch die Umstände haben sich grundlegend geändert. Die gegenseitige Verantwortung, der Gesellschaftsvertrag, wenn man so will, wurde aufgekündigt und niemand fühlt sich mehr für andere verantwortlich, weder für die Kinder noch für die älteren Mitglieder der ständig größer werdenden Familien. Der Tod der Protagonisten wird erzählerisch nicht thematisiert. Das Scheitern des Gesellschaftsmodells ist der Schlusspunkt, den der Erzähler setzt.

Tlantlaquakapatli ist ein weiterer Protagonist, allerdings auf einer anderen Ebene. Seine Funktion ist die des Erzählens und Kommentierens. Er nimmt an der erzählten Geschichte nicht teil und steht über dem präsentierten Ort und jenseits der dargestellten Zeit. Ihn kennzeichnet auch kein Ereignis im Sinn einer Veränderung. Der Erzähler auf der Ebene über ihm geht bisweilen zu ihm auf Distanz, erkennt ihn aber als glaubwürdige Auskunftsperson an. An manchen Stellen wird nicht klar, wer gerade am Wort ist. Ist das die Stimme des extradiegetischen Erzählers oder spricht Tlantlaquakapatli, ohne von einem der verba dicendi eingeführt worden zu sein, auch wenn die Anführungszeichen darauf hinweisen?

## **Nebenfiguren**

In einer Welt, in der „das Volk, welches in den Gewässern des Kometenschweifens ersäuft worden war“<sup>309</sup>, nur noch aus Einzelexemplaren besteht, ist der Raum für Nebenfiguren beschränkt. Zunächst sind es die verstorbenen Menschen, die in Koxkox` Erinnerung auftauchen. Kikequetzals Mutter überlebt zwar die große Katastrophe, verstirbt aber alsbald und muss ihre Tochter alleine zurücklassen. Und Koxkox trifft nach seinem Weggang vom gemeinsamen Haus auf eine vierzigjährige Frau mit ihren Nichten. Die Überlebenden vereinigen sich und zeugen wieder Nachkommen. Damit ist der Figurenbestand der Diegese umrissen.

## **Erzählende Instanz**

„Beispielsweise findet man im Zeitalter der Aufklärung in den Romanen von Christoph Martin Wieland – ähnlich wie in Denis Diderots Jacques le Fataliste (1773-1775) und Laurence Sternes Tristram Shandy (1759-57 [sic!]) - einen selbstbewussten Erzähler, der Reflexionen über sich, sein Erzählen und seine Geschichte anstellt und sich in einem steten Gespräch mit seinen Lesern befindet.“<sup>310</sup>

---

<sup>309</sup> Wieland: Koxkox, S. 10

<sup>310</sup> Martinez u. Scheffel: Einführung in die Erzähltheorie, S. 86

Wie ist das mit der erzählenden Instanz in Wielands Mexiko-Geschichte nun genau? Im Textkommentar, der die Vorarbeit zu einem umfassenderen Textverständnis leistete, konnte bereits auf mehrere Ebenen verwiesen werden, auf die sich der Erzähler verteilt. Zunächst haben wir es mit einem heterodiegetischen Erzähler zu tun, der in die Geschichte einführt und diese weitgehend leitet. Dann tritt als weitere extradiegetische Erzählinstanz innerhalb der Geschichte ein mexikanischer Philosoph namens Tlantlaquapatli auf, der erzählt und kommentiert, aber an der Diegese nicht teilnimmt. Nicht immer ist klar ersichtlich, an welcher Stelle der Kommentar des Philosophen endet und der übergeordnete Erzähler seinen Kommentarfaden wieder aufnimmt. Der Philosoph bezeichnet an einer Stelle auch „die Geschichte“ als eine Erzählinstanz. Der Vollständigkeit halber sei sie daher auch angeführt.

Daneben, auf der Ebene der Fußnoten, beteiligt sich auch ein Herausgeber als Kommentator. Die Fußnoten sind überhaupt ein beliebter Kunstgriff, die Vielstimmigkeit zu erhärten und von außen in den Erzählfluss hineinzureden, ihn zu relativieren oder schlichtweg zu kommentieren. Da es sich nicht um Fußnoten Dritter handelt, kann man diese durchaus im Sinn von Gérard Genette als „Paratexte“<sup>311</sup> bezeichnen.

Wenn wir nun die verschiedenen Ebenen trennen, auf denen Wielands Mexiko-Geschichte aufgebaut ist, können wir mit Genette bzw. Martinez/Scheffel von einem extradiegetischen Erzähler sprechen, der nicht Teil der erzählten Welt ist. Dieser ist, da er an der Handlung nicht teilnimmt von einem mexikanischen Philosophen gebrochen, der wiederum nicht Teil der metadiegetischen Welt von Koxkox und Kikequetzal ist. Die Leser erfahren nicht, in welcher zeitlichen und räumlichen Beziehung die intradiegetische und die metadiegetische Welt miteinander verbunden sind. Kennt der Philosoph die Protagonisten aus eigener Anschauung? Kennt er sie nur vom Hörensagen? Wir wissen auf jeden Fall, dass der extradiegetische Erzähler den Philosophen nicht immer für einen objektiven und unabhängigen Vermittler hält.

Wir wissen auch nicht genau, in welchem Verhältnis der Erzähler der extradiegetischen Ebene, der auch in der Pluralform als „Wir“ auftritt, zum Philosophen steht. Der Text gibt keinen Hinweis, ob sie sich jemals persönlich kennengelernt haben. Wir wissen auch nicht, ob der Philosoph der Literatur, einem aztekischen Kodex oder nur der fiktiven Welt des Erzählers entspringt.

Wolf Schmid, dessen Erzähltheorie vor allem auf Beispielen slawischer Autoren und Theoretiker aufbaut, verwirft in seiner Herangehensweise die Genette'sche Begrifflichkeit von homodiegetisch und heterodiegetisch bzw. die Rahmung mit den Präfixen extra-, intra- und meta- als problematisch. Stattdessen baut er sein Erzählssystem grundsätzlich auf der Opposition zwischen diegetisch und nichtdiegetisch auf und spricht im weiteren Verlauf von einem primären, sekundären und tertiären Erzähler.<sup>312</sup> Wenn wir nun diese Begrifflichkeit auf „Koxkox und Kikequetzal“ anwenden, müssen

<sup>311</sup> Vgl. Gérard Genette: Paratexte. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2001

<sup>312</sup> Vgl. Schmid: Elemente der Narratologie, S. 88-89

wir den dominanten Erzähler als primären diegetischen Erzähler ansprechen. Der Philosoph Tlantlaquapatl wäre dann ein sekundärer nichtdiegetischer Erzähler. Er steht aufgrund der gemeinsamen Geschichte und Kultur den Protagonisten zwar näher, nimmt an der inneren diegetischen Welt aber keinen Anteil. Er ist jedoch nicht als sekundärer Erzähler im klassischen Sinn anzusprechen, sondern vielmehr als ein teilweise zuverlässiger Koerzähler.

Im Eingangskapitel ist der Standpunkt des Erzählers der extradiegetischen Ebene einer, der sich mit den „Gefielden des Äthers“<sup>313</sup> auf Augenhöhe befindet. Er verfügt über den Überblick, der es ihm erlaubt, die Planeten- und Kometenbahnen zu kommentieren. Über allem steht gerade im ersten Kapitel der Hang zur Anthropologisierung der Himmelskörper, womit auch eine gewisse Komik der Charakterisierung entsteht. Aus der antiken Welt ist dem Leser die Bevölkerung der Sphären über und unter der Welt mit Göttern bekannt. In Wielands Text kommen Götter so gut wie nicht vor. Auch die Schilderungen aus der Zeit vor der mexikanischen Sintflut greifen auf keine religiösen Themen zurück. Als Götterersatz im antiken Sinn kann hier lediglich die Anthropologisierung der Himmelskörper dienen. So wie die antiken Götter sich eifersüchtig liebend das Leben schwer machen, verfügen Gestirne über eine gewisse Entscheidungsfreiheit, wenn sie etwa aus eigenen Stücken den Rückweg auf einer bestimmten Kometenbahn nicht finden können. Der Mond eilt seiner „Schwester Erde“<sup>314</sup> zu Hilfe. Die Himmelskörper sind zu Gefühlsregungen fähig und verspüren Feigheit und Scham. Und schließlich mussten beide Sterne „nach menschlicher Weise zu reden, handgemein werden ...“<sup>315</sup>.

Diese Vorrede im Himmel dient als Einführung in eine Welt, in der der Mensch, zunächst auf sich allein gestellt, im Mittelpunkt steht. Die Naturgewalten entziehen sich seinem Einfluss, die überlebenden menschlichen Wesen können bestenfalls darauf reagieren und sich so recht und schlecht unter den gegebenen Bedingungen einrichten, wie es ihnen die Natur erlaubt.

Der Erzähler bringt sich zunächst mit dem unpersönlichen Personalpronomen „man“ als ungewisser Vermittler der Geschichte ins Spiel: „... man weiß nicht ...“<sup>316</sup>, um bald darauf Teil des Geschehens zu werden, indem er von „unsere[n] Vorfahren“<sup>317</sup> spricht und sich in der ersten Person Plural als Kommentator in die Geschichte einbringt, um sich schließlich auch in der Ich-Form in kokettierend bescheidener Weise als nicht belesen genug zu inszenieren. Die vielfältigen, meist literarischen Anspielungen der darauffolgenden Kapitel werden bei den Lesern seiner Zeit und bei den Lesern der Jetztzeit ganz andere Schlüsse hervorrufen.

---

<sup>313</sup> Wieland: Koxkox, S. 5

<sup>314</sup> Ebda.

<sup>315</sup> Ebda

<sup>316</sup> Ebda

<sup>317</sup> Ebda

Wolf Schmid fasst in seiner „Narratologie“ zehn Grundtypen des Erzählers zusammen, ohne noch auf die Besonderheiten der Perspektive einzugehen.<sup>318</sup> Wenn wir dieses Schema auf Wielands Erzählung übertragen, können wir im Darstellungsmodus einen expliziten Erzähler auf zwei unterschiedlichen Ebenen feststellen.

Der diegetische Status ist dabei nichtdiegetisch, das heißt, der Erzähler bzw. die Erzähler nehmen an der Geschichte nicht direkt teil.

Auf die hierarchische Abstufung eines primären, sekundären und tertiären Erzählers wurde schon hingewiesen.

Der Grad der Markiertheit ist beim ersten Erzähler als sehr stark zu benennen. Es ist ein Erzähler, der sich dominant in den Vordergrund spielt, zu allem etwas zu sagen hat, sich aber mitunter auch relativiert. Die Markiertheit des Erzählers auf der zweiten Stufe ist eine andere. Dieser Erzähler ist zwar auch stark markiert, hängt in seiner Darstellungsweise und in seinen Schlüssen aber stark vom ersten Erzähler ab.

Die Persönlichkeit ist in beiden Fällen als persönlich zu charakterisieren, der erste Erzähler in der ersten Person gibt seinen Namen nicht preis, lässt den Leser aber sehr stark an seinen Vorlieben und Vorstellungen von der Welt teilhaben. Selbstironie ist ihm nicht fremd. Ihm sitzt gewissermaßen der Schalk im Nacken. Der Erzähler auf der zweiten Ebene trägt einen für das deutschsprachige Publikum bis heute schwer auszusprechenden Namen und ist ebenfalls als persönlich zu charakterisieren. Er sieht sich aber der mexikanischen Geschichte eher als getreuer Vermittler verpflichtet. Der Erzähler erster Instanz wirft ihm sogar einen Hang zur Parteilichkeit gegenüber den handelnden Figuren vor, denn bei aller zeitlichen Distanz muss der Philosoph Koxkox und Kikequetzal als Adam und Eva, also als Ureltern seines eigenen Volkes, betrachten.

Die Homogenität der Symptome der Erzähler ist eher beim zweiten Erzähler gegeben, der sich mit Kommentaren zumindest im Vergleich zum ersten Erzähler zurückhält. Im Fall des ersten Erzählers ist von Homogenität nur im Sinn einer Gesamtheit der Inhomogenität zu sprechen. Das Extemporieren von der Diegese gehört zu seiner Spezialität. Zu allem und jedem fällt ihm etwas ein, zumindest kann er literarische Analogien herstellen, die den Leser in ihrer Vielzahl überfordern mögen.

Die Wertungshaltung des Erzählers hängt sehr stark von einem Subtext ab, der die Grundlage für alle gesammelten Texte in den „Beyträgen zur geheimen Geschichte des menschlichen Herzens und Verstandes“ bildet: Jean-Jacques Rousseaus „Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen“. Wielands „Beyträge“ sind weniger eine Gegenschrift als vielmehr eine differenzierende Antwort auf Rousseaus Ideen. Der Subtext ist ein philosophischer

---

<sup>318</sup> Vgl. Schmid: Elemente der Narratologie, S. 84

Disput über die Idee vom glücklichen Leben angesichts des Zivilisationsprozesses und kann nicht mit den binären Begriffen von objektiv und subjektiv erfasst werden. Der Erzähler ist argumentativ bemüht und veranschaulicht seine Grundannahme.

Die Kompetenz der Erzähler ist von Respekt gekennzeichnet, zumindest was die Haltung des ersten Erzählers zum mexikanischen Philosophen betrifft. Umgekehrt war keine Haltung festzustellen, da die mexikanische Gewährsperson bereits verstorben ist. Also trifft die Charakterisierung allwissend auf den ersten Erzähler voll und ganz zu. Der zweite Erzähler bürgt mit seiner Reputation als Philosoph für die Authentizität der Geschichte. Dass beide Erzähler sich in ihrer Darstellung der Welt als beschränkt empfinden, beweisen die vielen relativierenden Zeit- und Ortsangaben.

Die räumliche Bindung ist im Fall des ersten Erzählers eine allgegenwärtige. Der Erzähler Nummer eins ist sogar im Weltraum dabei, als der Komet nur ganz knapp die Erde streift und diese in seinem Wasserschweif zu versinken droht. Zur räumlichen Bindung des Erzählers Nummer zwei haben wir keine Anhaltspunkte. Er wird den Lesern als mexikanischer Philosoph vorgestellt und später erfährt man, dass er bereits verstorben ist. Von einer zeitlichen Nähe zur dargebotenen Geschichte ist nicht auszugehen.

Hinsichtlich der Introspektion sind beide Erzähler als markiert zu bezeichnen. Sowohl Erzähler I kann sich in die Gefühlswelten der Protagonisten hineinversetzen wie auch Erzähler II.

Im letzten Punkt der Zuverlässigkeit ist der zweite Erzähler als der zuverlässigere anzusprechen, denn er hat eine Geschichte zu erzählen, die kompakt wirkt, während sich der erste Erzähler in seinen Abschweifungen als zuverlässiger Erzähler selbst in Frage stellt.

Schon im Eingangskapitel spricht der Erzähler von einem „rhapsodischen Werk“<sup>319</sup> und meint damit wohl den Mangel an Stringenz des Aufbaus, immerhin ist auch diese Selbstaussage ein Element dessen. Das kommt der Charakterisierung des Werkes durchaus nahe. Der Erzähler schweift kapitelweise gehörig von der exemplarischen Geschichte ab. Die Geschichte selbst ist ihm Vehikel für eine Überzeugung, die er gegen die Auffassung von Rousseau setzt, der Mensch sei nur in seinem originären Naturzustand zum Glück fähig.

Dazwischen findet der Erzähler breiten Raum, seine Vorstellungen von menschlicher Entwicklung und das Verhältnis zwischen Kunst und Natur zu diskutieren.

Unter Perspektive fasst Wolf Schmid ein zentrales Element der Erzähltextanalyse zusammen und verweist auf die unterschiedlichen historischen Ansätze, diesen Begriff theoretisch zu fassen. Für Genette geht es um die beiden grundsätzlichen Fragen „Wer sieht?“ und „Wer spricht?“ bzw. um den Modus und die Perspektive. Auch in diesen Punkten erfährt Genettes Terminologie von Schmid

---

<sup>319</sup> Ebda, S. 7

eine Konkretisierung. Den Ausdruck Genettes der Nullfokussierung lehnt Schmid kategorisch ab<sup>320</sup>, da es nicht möglich sei, gänzlich ohne Fokussierung zu erzählen.

Die Nullfokussierung umfasst den erzählerischen Standpunkt, bei dem ein Erzähler in seinem Wissen über den Personen steht. Wenn wir uns nun an die noch verbleibenden Begriffe halten, steht die Wahl zwischen interner Fokussierung, bei der aus der Perspektive einer bestimmten Person erzählt wird, und externer Fokussierung, bei der der Erzähler in seinem Wissen hinter der Person zurücksteht. Übertragen auf Wielands Mexiko-Geschichte, erleben wir einen allmächtigen Erzähler, der die Personen vorführt und auftreten lässt. Er steht eindeutig über dem Bewusstsein seiner Figuren.

Im Anschluss an die diskutierten Unzulänglichkeiten der bisherigen Theorien zur Erzählperspektive entwickelt Wolf Schmid ein eigenes Modell<sup>321</sup>, das auf einem Dreischritt beruht: Erstens das Geschehen als Objekt der Perspektive, zweitens das Erfassen und Darstellen und drittens die Parameter der Perspektive, die sich wiederum in fünf Unterperspektiven aufteilen (Räumliche Perspektiven, Ideologische Perspektiven, Zeitliche Perspektiven, Sprachliche Perspektiven und schließlich Perzeptive Perspektiven, die das Prisma meinen, durch das ein Geschehen wahrgenommen werden kann).

Übertragen wir das Modell von Schmid auf Wielands Geschichte, können wir für die Parameter der Perspektive folgendes angeben:

Räumliche Perspektiven: Der Standpunkt des Erzählers ist, wie schon mehrfach festgestellt, omnipräsent.

Ideologische Perspektiven: Darunter versteht Schmid die Wertungshaltung, die der Erzähler zum Ausdruck bringt. Im Kontext unserer Geschichte ist das der Standpunkt, der sich als Antwort auf Rousseaus Thesen fassen lässt.

Zeitliche Perspektiven: Damit ist in erster Linie der zeitliche Abstand zwischen dem Erzählen und dem Geschehen gemeint. Diesen können wir nicht genau angeben. Außerdem sind hier zwei zeitliche Ebenen zu unterscheiden. Die Ebene eins betrifft ein Geschehen in einer sehr lange zurückliegenden, auf jeden Fall vorcortesianischen Zeit der mexikanischen Jäger und Sammler. Auf der zweiten Ebene lässt sich der philosophische Vermittler Tlantlaquapatlí zumindest in der ersten Fassung als Abkömmling des aztekischen Herrscherhauses kurz vor der Eroberung durch die Spanier festmachen. Als dritte Ebene kann man alle Verweise des extemporierenden Erzählens anführen, die sich im Text auf verstorbene oder noch lebende Autoren, Philosophen und Wissenschaftler beziehen.

---

<sup>320</sup> Vgl. Schmid: Narratologie, S. 120

<sup>321</sup> Vgl. Schmid: Narratologie, S. 128-153

Sprachliche Perspektiven: Das Thema Sprache ist ein Thema, auf das im Text sehr intensiv eingegangen wird. Das hängt zum einen mit der thematischen Vorgabe durch Rousseau in seiner „Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen“ zusammen. Zum anderen meint die sprachliche Perspektive die Darstellungsweise selbst in Bezug auf Lexik, syntaktische Zusammensetzungen und die Sprachfunktion ganz allgemein. Mit der Lexik, die einem zeitgenössischen und auch heutigen Leser erst erschlossen werden muss, will dieser es genau wissen, habe ich mich im ersten Teil dieser Arbeit sehr eingehend befasst. Da die Figurenrede in Wielands Erzählung nicht sehr ausgeprägt ist, betrifft die Syntax in erster Linie die Erzählerrede. Und diese ist geprägt durch oftmalige Einschübe, die mittels Gedankenstrichen den sprachlichen Fluss immer wieder unterbrechen. Mitunter kommt es zu Aufzählungen, die der Erzählweise den Charakter einer allumfassenden Aufzählung verleihen.

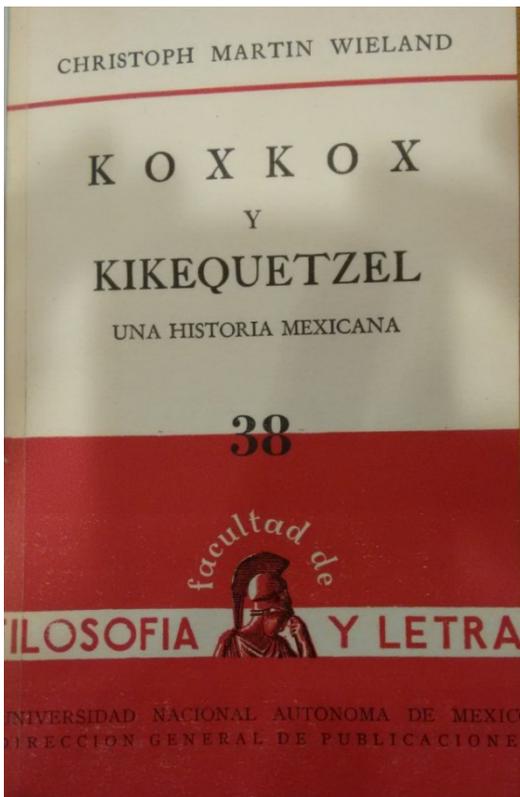
Perzeptive Perspektiven: Schmid charakterisiert seine fünfte Perspektive mit zwei emblematischen Fragen: „Mit wessen Augen blickt der Erzähler auf die Welt?“<sup>322</sup> und „Wer ist für die Auswahl dieser und nicht anderer Momente des Geschehens für die Geschichte verantwortlich?“<sup>323</sup> Wir haben die dominante Rolle des primären Erzählers festgestellt, der nicht durch das Prisma einer Figur die Welt betrachtet, sondern auf die Menschen sozusagen herabblickt, diese jedenfalls meist von außen betrachtet. Auch der sekundäre Erzähler vermittelt die Diegese distanziert, was wiederum dem zeitlichen Abstand zum Erzählten entspricht. Die Verantwortung für die Auswahl des Geschehenen liegt demnach in der Filterfunktion des sekundären Erzählers. Aber auch dem primären Erzähler steht es als zweite Vermittlungsinstanz zu, auszuwählen, was der fiktive Leser bzw. die fiktive Leserin lesen darf. Und darüber hinaus gibt ihm, oder vor allem ihr, der Erzähler die Wahlmöglichkeit, ganze Seiten zu überspringen im Fall von drohenden überempfindlichen Reaktionen auf dubiose sittliche Vorfälle.

---

<sup>322</sup> Ebda, S. 136

<sup>323</sup> Ebda.

## 5. Koxkox und Kikequetzel in Mexiko



Im Jahr 1959 erschien im Verlag der Universidad Nacional Autónoma de México (UNAM) die Übersetzung von Wielands Mexiko-Geschichte auf Spanisch. Wielands Erzählung ist bisher nur noch ins Niederländische übertragen worden.<sup>324</sup> Ausgaben in englischer oder französischer Sprache sind mir nicht begegnet.

Für die Übersetzung und das Vorwort der mexikanischen Ausgabe zeichnet Marianne Oeste de Bopp (1905-1985) verantwortlich, eine Germanistin, die sich um die Vermittlung bedeutender deutschsprachiger Autoren wie Martin Luther, Alexander von Humboldt, Friedrich Schiller und Charles Sealsfield Verdienste erworben hat.

Im Vorwort geht es Oeste de Bopp in erster Linie um die Einführung eines deutschen Klassikers für ein interessiertes mexikanisches Publikum, das erstens der Originalsprache nicht mächtig ist und zweitens zum ersten Mal mit diesem Autor in Berührung kommt. Die vor den Nationalsozialisten geflüchteten Autoren in Mexiko, Egon Erwin Kisch etwa, stellten sich selbst in eine literarische Mexiko-Tradition, die sie beginnend mit Heinrich Heines „Vizliputzli“ über Karl May bis zu sich selbst heraufführten.<sup>325</sup> Auf Wieland hat sich niemand berufen. Wielands Mexiko-Text dürfte selbst unter den Exil-Autoren zumindest in dieser Zeit zu wenig bekannt gewesen sein.

<sup>324</sup> Vgl. Christoph Martin Wieland: Merkwaardige berichten ter opheldering der geheime geschiedenis van het menschelyk verstand en hart: uit het Hoogduitsch van den Heer Wieland. Amsterdam: Schalkenkamp 1778 (Online: [https://books.google.at/books?id=QodbAAAAQAAJ&hl=de&source=gbs\\_navlinks\\_s](https://books.google.at/books?id=QodbAAAAQAAJ&hl=de&source=gbs_navlinks_s))

<sup>325</sup> Vgl. Georg Oswald: Mexiko: Zur Imagologie eines Konstrukts unter besonderer Berücksichtigung der österreichischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Wien 2002 [phil. Diss.], S. 152f.

Oeste de Bopp führt Wieland als Vorklassiker mit der Zuschreibung eines deutschen Voltaire oder eines deutschen Ariost ein.<sup>326</sup> Etikettierungen dieser Art sind leicht als problematisch zu hinterfragen, sobald man ins Detail geht, haben aber den Vorteil, dass sie einem Publikum Orientierungshilfen geben, die einen ersten Eindruck vermitteln können. Und ganz von der Hand zu weisen ist der Bezug zu Voltaire bzw. Ariost auch wieder nicht.

Für Oeste de Bopp ist Wielands Erzählung „en México totalmente desconocido“<sup>327</sup>, also völlig unbekannt. Offensichtlich liegt ihrer Übersetzung die Gesamtausgabe von 1856 zugrunde.

Nun folgen einige biographische Skizzen, die Wieland mit seinen literarischen Anfängen bei Johann Jakob Bodmer in Zürich zeigen. Das offensichtlich etwas verwickeltere Beziehungsleben des Autors wird, wen sollte das in Mexiko großartig interessieren, gestrafft dargestellt: „Se ha casado, le nacen catorce hijos“<sup>328</sup> („Er heiratete und bekam vierzehn Kinder“). Unter dem Einfluss der überaus gut bestückten Bibliothek des Grafen Stadion entwickelt Wieland seinen skeptischen Geist: „Wieland se transforma en el libre pensador escéptico, el admirador de la elegancia francesa, el hedonista que busca el gozo griego-pagano en la vida“<sup>329</sup> („Wieland verwandelt sich in den skeptischen Denker, den Bewunderer der französischen Eleganz, den Hedonisten, der nach der griechisch-paganen Wonne des Lebens trachtet“). Die Germanistin ist bemüht, Wielands eleganten Umgang mit der deutschen Sprache hervorzukehren, die außerhalb des einschlägigen Sprachgebietes gemeinhin nicht automatisch mit diesem Attribut betrachtet wird.

Der Autor, so die weiteren Ausführungen, besitze tiefgehende Kenntnisse der Literaturen aller Zeiten und Völker und verfüge über eine blendende Phantasie. Deutscher Geist und französischer Stil würden in ihm in gleicher Weise aufeinandertreffen wie im XIII. Jahrhundert bei Gottfried von Strassburg. Ein Vergleich, der in Mexiko wohl nur ein einschlägig vorgebildetes Publikum ansprechen dürfte. Aber der Text erscheint in einer Reihe, die sich in erster Linie an ein universitären, einschlägig philosophisch interessiertes Publikum richtet. Den ersten Band veröffentlichte Oeste de Bopp über Schiller („Schiller desde México“) und in derselben Reihe erschien eine heterogene Textauswahl von Autoren wie José Gaos, Leopoldo Zea, Henri Lefebvre oder Romano Guardini.

In weiterer Folge werden die wichtigsten Werke Wielands erwähnt und seine Leistung als Übersetzer hervorgehoben. Die exotischen Welten mögen in seinen Texten unterschiedlich angelegt sein, ob im alten Griechenland oder in Mexiko, letztendlich würden seine Figuren doch wie Menschen des 18. Jahrhunderts handeln.

---

<sup>326</sup> Vgl. Christoph Martin Wieland: Koxkox und Kikequetzel. Una historia mexicana. Traducción y prólogo de la doctora Marianne O. de Bopp. México, D. F.: Universidad Nacional de México 1959

<sup>327</sup> Ebda, S. 5

<sup>328</sup> Ebda, S. 6

<sup>329</sup> Ebda, S. 8

Von Wielands Werken hebt Oeste de Bopp zunächst den „Don Silvio de Rosalba“ mit dem Verweis auf den Don Quijote hervor („algo como una imitación del Don Quijote“<sup>330</sup>), darauf den „Agathon“ und „Der goldene Spiegel“. Es ist vor allem Wielands Sprache, die ihn gegenüber seinen Vorgängern wie Klopstock auszeichne: „Con Wieland entra al idioma alemán la fina ironía, el humor y el ingenio, la fluidez pulida, la amabilidad, lo ligero y gracioso; en fin, la perfección“<sup>331</sup> („Mit Wieland betreten die feine Ironie, der Humor und die Erfindungsgabe, die geglättete Redegewandtheit, die Liebenswürdigkeit, das Leichte und das Witzige die deutsche Sprache, letztendlich die Perfektion“).

Im Zusammenhang mit dem Agathon weist die Autorin auf den Bildungs- oder Entwicklungsroman hin („novelas de educación o desarrollo“<sup>332</sup>), den sie in einer Linie mit Wolfram von Eschenbachs „Parzival“, dem „Simplicius Simplicissimus“ von Grimmelshausen und Goethes „Wilhelm Meister“ sieht. Dieser weite Rahmen für den Bildungsroman entspricht nicht mehr heutigen Eingrenzungen der Literaturwissenschaft, die den Beginn dieses Romantypus mit Wielands Agathon ansetzt.<sup>333</sup>

Schließlich wird noch Wielands „Geschichte der Abderiten“ erwähnt, die ihren Einfluss auf Gottfried Kellers „Die Leute von Seldwyla“ geltend machen könne.

Zum Schluss der Einleitung geht Oeste de Bopp auf das von Wieland vermittelte Mexiko-Bild ein: „Se nota que Wieland conoció algo acerca de México, por la forma que da a sus nombres ficticios, pero que supo poco del país y de sus hombres.“<sup>334</sup> („Man merkt, dass Wieland wegen der Form, die er seinen fiktiven Namen verliehen hat, schon etwas über Mexiko gewusst hat, aber von Land und Leuten hatte er nur geringe Kenntnisse.“) Sie verweist auf Wielands Vorgänger in der Darstellung Mexikos wie Humboldt und die früh übersetzten Briefe an Karl V., um danach auf eine Übersetzung von Clavijero zu sprechen zu kommen.

Der mexikanische Jesuit Francisco Javier Clavijero gilt als einer der bedeutendsten Historiker des Landes im 18. Jahrhundert und schrieb seine Geschichte Mexikos erst, nachdem er aus seinem Orden ausgeschlossen worden war, in Bologna. Seine „Storia antica del Messico ...divisa in dieci libri e corredata di carte geografiche e di varie figure e dissertazioni sulla terra, sugli animali, e sugli abitatori del Messico“ erschien 1780-81.<sup>335</sup> Von der italienischen Originalfassung wurde eine englische Fassung angefertigt, die wiederum als Grundlage für die deutsche Übersetzung diente („aus dem Italienischen des Abts D. Franz Xaver Clavigero durch den Ritter Carl Cullen ins

---

<sup>330</sup> Ebda, S.10

<sup>331</sup> Ebda, S.12

<sup>332</sup> Ebda.

<sup>333</sup> Vgl. den Eintrag Bildungsroman in Metzlers Literaturlexikon. Stichwörter zur Weltliteratur. Hg. von Günther und Irmgard Schweikle. Stuttgart: J. B. Metzler 1984, S. 53

<sup>334</sup> Ebda, S. 24

<sup>335</sup> Vgl. den Überblick historischer Abhandlungen zu Mexiko bis ins 19. Jahrhundert bei Anke Birkenmaier: Versionen Montezumas. Lateinamerika in der historischen Imagination des 19. Jahrhunderts. Mit dem vollständigen Manuskript von Oswald Spenglers „Montezuma. Ein Trauerspiel“ 1897. Berlin, Boston: De Gruyter 2011, S. 13

Englische, und aus diesem ins Teutsche übers.“<sup>336</sup>). Jedenfalls konnte Clavijero keine Quelle für Wieland dargestellt haben, da selbst das Original zu einem späteren Zeitpunkt erschien als „Koxkox und Kikequetzel“.

Ein weiterer Quellenverweis kommt auf eine „Historia general de los países y pueblos de América“ von 1753 zu sprechen. Der Hinweis bleibt jedoch ungenau, da diese Titelangabe mit mehreren Suchprogrammen nicht bestimmbar ist.

Des Weiteren wird José de Acosta genannt, der auch von Wieland selbst erwähnt wird und dessen „America, Oder wie mans zu Teutsch nennet Die Neuwe Welt/ oder West India ...“ bereits 1605 erschienen ist.

Bei allen mehr oder weniger genauen Quellenangaben kommt die Autorin schließlich zum Schluss: „Naturalmente los mexicanos de Wieland no son mexicanos, y el país del que habla no es Mexicano“<sup>337</sup> („Natürlich sind Wielands Mexikaner keine Mexikaner und das Land, von dem er spricht, ist nicht Mexiko“).

## 5.1 Übersetzung

Die Autorin entlässt die mexikanischen Leser am Ende des Vorwortes mit dem Wunsch, etwas von der gewagten, einfallsreichen und witzigen Sprache Wielands vermitteln zu können. Hinter diesem Wunsch steht die grundsätzliche Frage, ob ein Spiel mit sprachlichen und kulturellen Andeutungen über die Grenzen der Zeit und Kontinente hinweg funktionieren kann.

An Oeste de Bopps Übersetzung von „Koxkox und Kikequetzel“ fällt zunächst einmal auf, dass sie den mexikanischen Lesern den Text mit eigenen Fußnoten näherbringt. Fußnoten sind bereits in der Erstfassung wie auch in der Ausgabe letzter Hand ein konstitutiver Bestandteil des Textes, die Fußnoten in der mexikanischen Ausgabe sind offensichtlich von der Übersetzerin selbst eingefügt worden. Sie beziehen sich in erster Linie auf Namen, die dem mexikanischen Publikum nicht geläufig sind wie Peter Daniel Huet, Baumeister, Roberto de Arbrissel, San Hilario, Cornaro, Wolff, Boerhave, Ostade, Callot, St. Evremond, Acosta, Buffon und Hagedorn. Die Angaben enthalten teilweise die biographischen Grunddaten und Angaben zu bedeutenden Veröffentlichungen, manchmal auch einen kurzen Kommentar mit einer kulturgeschichtlichen Einbettung.

---

<sup>336</sup> Digitale Katalogkarte der Österreichischen Nationalbibliothek: Francesco Saverio Clavigero: Geschichte von Mexico aus spanischen und mexicanischen Geschichtsschreibern, Handschriften und Gemälden der Indianer zusammengetragen ... Leipzig: Schwickert 1789-1790. Vgl. auch Michael Rössner: Lateinamerikanische Literaturgeschichte. S. 111

<sup>337</sup> Wieland: Koxkox und Kikequetzel. Una historia mexicana, p. 25

Die Übersetzung selbst versucht, soweit das möglich ist, bis in die Syntax hinein sich am Originaltext zu orientieren:

Hace incontables años, cuando, según una antigua leyenda mexicana, un gran cometa, en su viaje alrededor del sol – no se sabe por qué motivo – se acercó tanto al planeta que habitaban nuestros antepasados, que ambas estrellas, para hablar de manera humana, tuvieron que iniciar una lucha cuerpo a cuerpo.<sup>338</sup>

Vor undenklichen Jahren (sagt eine alte Mexikanische Tradition) kam ein großer Comet, auf seiner Reise um die Sonne, - man weiß nicht aus welcher Veranlassung -, dem Planeten, welche unsere Vorfahren bewohnten, so nahe, daß sie, nach menschlicher Weise zu reden, handgemein mit einander wurden.<sup>339</sup>

Für den Ausdruck „handgemein miteinander werden“ wären auch noch andere Übersetzungsmöglichkeiten denkbar, der Ausdruck „einen Kampf Körper zu Körper beginnen“, wenn man es wörtlich übersetzt, bringt das Haptische der Ausdrucksweise im Original aber gut hervor.

Oeste de Bopp ist bemüht, nicht einfach eine Übersetzung ins Spanische anzufertigen, sondern dem Ausgangstext mexikanisches Kolorit zu verleihen. So ist die Übersetzung des Kolibris nicht einfach ein „Colibrí“, was grundsätzlich auch möglich wäre. Die Übersetzerin zieht das Wort „chupamirtos“<sup>340</sup> vor, ein Ausdruck, der nur in Mexiko üblich ist und so viel wie Myrtensauger bedeutet, wenn man das Wort übersetzen möchte.

Die „wizizilis“, die im Original als „Vizizilis“<sup>341</sup> erscheinen, muss ein mexikanischer Leser ohne weitere Erklärung als Eigenart akzeptieren.

Auffallend am Schriftbild der mexikanischen Ausgabe ist die Hervorhebung der Erzählung des mexikanischen Philosophen Tlantlaquakapatli. Das Kapitel zehn zeigt die Rede des Philosophen in einer kleineren Schrift und die Zeilen rücken enger zusammen. Allerdings wird dieses Verfahren nur an dieser Stelle angewandt. Tlantlaquakapatli ist noch öfter am Wort und wie bereits mehrmals erwähnt, ist es auch nicht immer eindeutig bestimmbar, welcher Erzähler nun genau am Wort ist.

Im Exkurs über die Aufgaben der Kunst im Kapitel 16 werden die fünf Fragen beinahe bis zur Blattmitte eingerückt, so dass man hier wohl an einen Satzfehler und weniger an eine beabsichtigte Hervorhebung denken muss.

---

<sup>338</sup> Ebda, S. 27

<sup>339</sup> Wieland: Beyträge, S. 17

<sup>340</sup> Wieland: Koxkox und Kikequetzel. Una historia mexicana, p. 34

<sup>341</sup> Wieland: Beyträge, S. 47

Grundsätzlich ist am Übersetzungsprojekt Oeste de Bopps die Pionierleistung hervorzuheben, die in dem Versuch liegt, einen klassischen deutschen Autor des 18. Jahrhunderts einem einschlägig interessierten Publikum in Mexiko näherzubringen. Mexiko als Schauplatz der Handlung seiner Geschichte ist ein Anknüpfungspunkt, aber wie die Übersetzerin im Vorwort hervorhebt, erfahren die Mexikaner wenig über Mexiko, sondern erhalten einen Einblick in einen europäischen Diskurs der Aufklärungszeit über fremde Welten, die nur wieder die eigene europäische Welt bedeuten.

Oeste de Bopp ist in ihrer Einleitung bemüht, den Stellenwert Wielands innerhalb der deutschen Geistesgeschichte hervorzukehren. Mit den Mitteln, die ihr im Mexiko der 50er Jahre zur Verfügung standen, ist ihr das auch gelungen. Die mexikanische Literaturwissenschaftlerin Gabrijela Zaragoza mokiert sich 50 Jahre später über die wenig schmeichelhaften Stellen des Textes, in denen der Erzähler etwa die Sprache der Protagonisten mit den Lauten der Truthähne vergleicht. Diese bedenklichen Stellen werden in der Einleitung zur Übersetzung ausgespart. Aber der Text selbst bietet vor allem über die Figur des positiv gesetzten Philosophen Tlantlaquakapatli Möglichkeiten einer positiven Identifikation, so man danach strebt.

## Conclusio

Am Anfang der Untersuchung zu Wielands Erzählung „Koxkox und Kikequetzal“ stand die Frage, wie sich dieser Text einer Leserinstanz des 21. Jahrhunderts erschließt. Welche Bilder von Mexiko bemüht der Autor? Auf welche bereits vorhandenen Vorstellungen greift er zurück? Welche Aspekte akzentuiert der Text?

Im Verlauf der Recherche machte ich die Entdeckung, dass es zu Lebzeiten des Autors zu unterschiedlichen Fassungen kam, die voneinander abwichen. Daher lag es nahe, einen Vergleich beider Fassungen zu machen, die der Erstveröffentlichung und der Fassung letzter Hand entsprachen. In der Zwischenzeit machte ich mir den Kommentarband der Oßmannsstädter Wieland- Ausgabe zugänglich, der eine willkommene Ergänzung zu meinen eigenen Fundstücken darstellt. Die Belege und Quellen meiner eigenen Recherche stimmen mit den Erklärungen im Kommentarband grundsätzlich überein, stammen aber aus anderen Nachschlagewerken und setzen andere Akzente, so dass insgesamt ein sich ergänzendes Bild entstanden ist. In manchen Fällen hat mich der Oßmannsstädter Band weitergebracht, wo ich selbst an die Grenzen meiner Recherchen gelangte (wie im Fall des Gelehrten Hüett). In manchen Fällen konnte ich dank der modernen Informationstechnologie andere Bezüge herstellen und in einem Fall ist es mir gelungen, die offensichtlich sehr direkte Intertextualität in einem zeitnahe erschienenen Roman zu belegen. Die Digitalisierung der Bibliotheksbestände macht diese Fundstücke mit der Eingabe charakteristischer Suchbegriffe möglich, was zu früheren Zeiten nur über Zufallsfunde zustande gekommen wäre.

Wielands Erzählung kann nicht ohne die Auseinandersetzung mit Rousseaus Theorien um den ursprünglichen Zustand der Menschen gesehen werden. Ich habe versucht, diesen Kontext mit zu berücksichtigen, denn es erscheint mir essentiell, auf die Spuren der geistigen Strömungen dieser Zeit im Text zu verweisen.

Es ist nun aber nicht so, dass Wieland einfach einen literarischen Anti-Rousseau verfasst hätte. Die Sachlage ist etwas komplexer. Wir können jedenfalls festhalten, dass Wieland mit seiner Erzählung als Teilstück einer Sammlung von Texten, die den Titel „Beyträge zur Geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und des Herzens“ tragen, tief in die Vorstellungswelt von Jean-Jacques Rousseau eintaucht, in der die ursprünglichen, naturhaften Menschen die glücklicheren Menschen gewesen wären. Der Verlauf des Glückes wird am Beispiel von zunächst zwei Menschen gezeigt, die zueinander finden. Das Glück bleibt zunächst noch erhalten, selbst als ein dritter Mensch die Zweisamkeit ins Wanken bringt. Letztendlich ist damit aber der Keim der sich anbahnenden Dystopie schon gelegt. Die Vergewaltigung ist vergeben, die Eifersucht macht sich breit und führt dazu, dass der ursprüngliche Held der Geschichte das Weite sucht. Der Figurenbestand erweitert

sich abermals, die Rückkehr bringt aber eine andere Qualität des Zusammenlebens. Die Verantwortung gegenüber den Alten und den Säuglingen der Gemeinschaft, um noch nicht von einer Gesellschaft zu sprechen, wird von den Menschen nun nicht mehr getragen. Die kohärenten, solidarischen Kräfte der Gemeinschaft, die verwandtschaftlichen Bindungen lösen sich auf.

Wie ist diese Erzählung Wielands zu lesen? Ist sie ein beherztes Plädoyer für eine asoziale Zweierbeziehung, die danach trachten soll, Außenkontakten möglichst aus dem Weg zu gehen, um das traute Glück nicht zu gefährden? Ist es einfach die genussvolle Darstellung polygamer Verwerflichkeit?

Es sind natürlich viele Lesarten dieses Textes möglich. Die Literaturwissenschaftler jüngster Zeit, deren Aufmerksamkeit dieser Text erregt hat, sehen ihn auch im Kontext der Theoriebildung des Postkolonialismus als europäische Auseinandersetzung mit Vorstellungen von fremden Völkern. In diesem Fall sind es einmal keine Griechen, die für Wieland und Wielands Schriftstellerkollegen so oft als Projektionsfläche für Zeitgenössisches herhalten mussten, sondern Mexikaner.

Die Aufklärung, die sich laut Immanuel Kant die Emanzipation aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit zum Programm gegeben hat, hat wohl auch einen Anteil an einer rassistischen Sicht auf die Menschheit. Die Einteilung der Menschen in eine rote, gelbe, schwarze oder weiße Rasse geht auf Carl Linné zurück und war mit wertenden Zuschreibungen verbunden. Wertend sind bestimmt auch gewisse Zuschreibungen, die sich in Wielands Text finden. Grundsätzlich aber weist der Autor auf die Relativität etwa des Schönheitsbegriffes hin, der von europäischen, auch von seinen eigenen, Konzeptionen abweichen kann. Allein schon damit wirkt Wieland modern. Und die Einführung eines mexikanischen Philosophen als zusätzliche erzählerische Instanz ist ein narratologischer Griff, der Vorstellungen von Primitivität oder Barbarei hintertreibt.

Vor der Folie korrekter Schilderungen unterschiedlichster Völker sollte nicht vergessen werden, dass heutige Leser beinahe 250 Jahre von diesem Text trennen. Der Humor, der den gesamten Text durchzieht, ist bestimmt ein Lachen über andere, nimmt aber den Autor selbst nicht aus. Das ist auch das Sympathische an diesem Text. Und es ist ein anarchischer Humor, der selbst vor dem Absurden nicht Halt macht.

Wenn nun Wieland seine Erzählung, wie oben behauptet, nicht bloß als Negativfolie zu Rousseau konzipiert hat, so stellt sich die Frage, was der Autor ausdrücken wollte. Eine Annäherung an diese Frage lässt sich möglicherweise im Schlusskapitel des Textes finden. Der erste Erzähler erteilt dem mexikanischen Philosophen das Schlusswort. Darin meint er, dass die Unschuld und das Glück wohl ein Stadium seien, das der Kindheit zuzuordnen sei. Da es aber den Menschen gegeben sei, nicht nur im Kindesstadium zu verweilen, würden auf die Menschen auch negative Erfahrungen wie

„Irrthum, Selbsttäuschung, Leidenschaften“<sup>342</sup> zukommen. Aber immerhin, durch diese Erfahrungen würden sie zur „Entwicklung und Anwendung ihrer höhern Fähigkeiten gelangen können“<sup>343</sup>.

Somit geht Wieland von einer teleologischen Entwicklung der Menschen aus, die lernen müssten, mit dem Elend, dem sie ohnedies nicht entkommen könnten, in irgendeiner Form umzugehen. Das Lernen aus widrigen Erfahrungen ermögliche somit gesellschaftliche Entwicklungen. Mit diesem Ansatz ist Wielands Gesellschaftskonzeption über die Erfahrung des Leidens in die Zukunft gerichtet, während Rousseaus Blick auf den glücklichen Menschen (individualisiert) rückwärtsgewandt ist.

---

<sup>342</sup> Wieland: Koxkox, S. 88

<sup>343</sup> Ebda.

## Zusammenfassung

Die vorliegende Arbeit stellt sich die Aufgabe, die Kontexte und Strukturen einer philosophischen Erzählung von Christoph Martin Wieland zu untersuchen. Der Text mit dem ungewöhnlichen Titel „Koxkox und Kikequetzal. Eine mexikanische Geschichte“ ist eine der frühen literarischen Auseinandersetzungen mit Mexiko in der deutschen Literatur.

Die Untersuchung setzt zunächst bei den Kontexten an. Zu Wielands Lebzeiten erlebte der Text in verschiedenen Ausgaben zahlreiche Veränderungen. Daher war es naheliegend, die erste Fassung mit der letzten Ausgabe zu Wielands Lebzeiten zu vergleichen. Neben orthographischen Besonderheiten fällt vor allem die Tendenz zur Verwendung von eingedeutschten Begriffen auf, was wiederum im Kontext der Bemühungen der Aufklärer steht, sich allgemein verständlich auszudrücken.

Wielands weitläufige Anspielungen lassen den Text in seiner assoziativen Struktur heute mitunter schwer verständlich erscheinen. Die biographischen und literarischen Bezüge werden daher in einem ersten Schritt erhoben und freigelegt.

In weiterer Folge wird der philosophische Kontext geöffnet, auf den Wieland mit seinem Text direkten Bezug nimmt. Jean Jacques Rousseau sieht in einem frühen Entwicklungsstadium der Menschen die Bedingungen für ein glückliches Leben. „Koxkox und Kikequetzal“ ist eine Antwort auf diese Behauptung. Er ist kein rigoroser Widerspruch und auch keine bedingungslose Bestätigung. Er ist eine Versuchsanordnung, die unterschiedliche Möglichkeiten des menschlichen Zusammenlebens auslotet und letztendlich in einer negativen Utopie endet.

Ein abschließendes Kapitel untersucht die mexikanische Übersetzung der Erzählung, die Ende der 50er Jahre des vergangenen Jahrhunderts in Mexiko erschienen ist. Der Mexiko-Kontext erschließt sich nun für ein mexikanisches Lesepublikum und bleibt dennoch ein Produkt der europäischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts.

## Abstract (deutsch)

Von Christoph Martin Wieland stammt aus dem Jahr 1770 eine Erzählung mit einem mexikanischen Thema. Sie thematisiert nicht die Eroberung oder eine ethnographische Beschreibung, sondern ein fiktives Zusammentreffen zwischen einem Mann namens "Koxkox" und einer Frau, die sich "Kikequetzel" nennt, nach einer schrecklichen Überschwemmung, der beinahe alle Menschen dieses Landstriches zum Opfer fielen. Wielands Geschichte zeigt uns ein Mexiko in der Frühzeit des Kontinents.

Meine ersten Bemühungen bestanden darin, den starken Mexikobezug im gesamten Erzähltext herauszuarbeiten, einem der sehr frühen literarischen Texte mit mexikanischer Thematik. Im weiteren Verlauf der Untersuchung entdeckte ich, dass sich die Erzählung in eine philosophische Auseinandersetzung ihrer Zeit einschrieb, als Antwort auf die "Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen" von Jean-Jacques Rousseau aus dem Jahr 1754. Die Geschichte von "Koxkox und Kikequetzal" wurde zuerst in einem Sammelband veröffentlicht, der den Namen "Beyträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und des Herzens" trägt.

Nach einer eingehenden Untersuchung ungewöhnlicher Ausdrücke der Fassung von 1770 und der letzten Ausgabe zu Wielands Lebzeiten versuchte ich aufzuzeigen, dass Wielands Text nicht lediglich eine negative Antwort auf Rousseau, sondern einen eigenständigen Entwurf zum Zivilisationsprozess darstellt.

## **Abstract (english)**

There is a short story by Christoph Martin Wieland from 1770 that deals with a Mexican context. It is not the Spanish conquest or a description of an ethnological sense but a fictitious coincidence between the male „Koxkox“ and the feminine „Kikequetzal“ after a flood disaster that drowned almost all human beings on earth. Wieland`s story shows a rather ahistorical setting during the primeval times of the continent.

First of all my aim was to clarify the Mexican connections of the whole story, one of the first literary texts in German literature that deal with Mexico. During my research I found out that beneath the Mexico context there is a deeper philosophical subject, a kind of answer to an essay by Jean-Jacques Rousseau called „Discourse on the Origin and Basis of Inequality Among Men“ from the year 1754. The „Koxkox und Kikequetzal“ story first appears in a collection of stories and essays called „Contributions to the Secret History of the Human Reason and Heart“.

After explaining special terms in the text I have tried to analyse the structure of the text and that Wieland`s story is not just a negative answer to Rousseau`s ideas but an independent draft of the process of civilisation.

## **Abstract (español)**

Existe un cuento breve de Christoph Martin Wieland del año 1770 con un tema mexicano. No es el tema de la conquista o de una descripción etnológica sino un encuentro ficticio entre un hombre que se llama „Koxkox“ y una mujer de nombre „Kikequetzal“ después de un diluvio tremendo que ahogó casi todos los seres humanos en el mundo. La historia de Wieland nos muestra un México en la prehistoria del continente.

Mis primeras intenciones consistieron en mostrar las fuertes conexiones con México en todo el cuento, uno de los primeros textos literarios con una temática mexicana. Llegando a etapas más profundas de mi investigación descubrí que existe una corriente filosófica en que se inscribe el cuento de Wieland como una respuesta al ensayo „Discurso sobre el origen y los fundamentos de la desigualdad entre los hombres“ del año 1754. La historia de “Koxkox y Kikequetzal” fue publicado primero en una colección de cuentos y ensayos con el título de “Contribuciones secretas a la razón humana y del corazón”.

Después de una investigación exhaustiva sobre expresiones raras de su tiempo para entender el texto intenté mostrar que el texto de Wieland no es nada más una respuesta negativa a Rousseau sino un bosquejo independiente sobre el proceso de la civilización.

# Bibliographie

## Primärliteratur

Wieland, Christoph Martin: Beyträge zur Geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und des Herzens. Aus den Archiven der Natur gezogen. Bd. 1, Leipzig: Weidmanns Erben und Reich 1770

Wieland, Christoph Martin: Beyträge zur Geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und des Herzens. Aus den Archiven der Natur gezogen. In: Wielands Werke. Bd. 9.1, Bearb. von Hans-Peter Nowitzki. Berlin, New York: Walter de Gruyter 2008 (=Wielands Werke. Historisch-kritische Ausgabe), S. 107-305

Wieland, Christoph Martin: Merkwaardige berichten ter opheldering der geheime geschiedenis van het menschelyk verstand en hart: uit het Hoogduitsch van den Heer Wieland. Amsterdam: Schalenkamp 1778 (Online: <https://books.google.at/books?id=QodbAAAAQAAJ> abgerufen am 5.10.2017)

Wieland, Christoph Martin: Koxkox und Kikequetzel. Eine mexikanische Geschichte. Nördlingen: Greno 1985

Wieland, Christoph Martin: Koxkox und Kikequetzel. Una historia mexicana. Traducción y prólogo de la doctora Marianne O. de Bopp. México, D. F.: Universidad Nacional de México 1959

## Weitere Primärliteratur

Acosta, José de: Das Gold des Kondors. Berichte aus der Neuen Welt 1590 und Atlas zur Geschichte ihrer Entdeckung. Hg. und übertragen von Rudolf Kroboth u. Peter H. Meurer. Stuttgart, Wien: Ed. Erdmann in K. Thienemanns Vlg. 1991

Acosta, Joseph de: Historia natural y moral de las Indias. Barcelona: Jaime Cendrat 1591  
(Online: <https://books.google.at/books?isbn=6071608848> abgerufen am 3.2.2018)

Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments nach der Übersetzung Martin Luthers. Stuttgart: Württembergische Bibelanstalt 1984

[Karl von Güntherode]: Faustins Briefe. Berlin: o. V. 1785 (Online: <https://books.google.at/books?id=a0ZCAAAAcAAJ> abgerufen am 3.2.2018)

[Karl von Güntherode]: Die Geschichte meines Barts. o.O.: 1785. (Online: [http://kvk.bibliothek.kit.edu/view-title/index.php?katalog=ARCHIVE\\_ORG&url=http%3A%2F%2Farchive.org%2Fdetails%2Fderbarteinewahre00gn&signature=v95CRo\\_ki-tqX9ZhMGHSNK9Srdm-IvDRDWXZoowYCQk&showCoverImg=1](http://kvk.bibliothek.kit.edu/view-title/index.php?katalog=ARCHIVE_ORG&url=http%3A%2F%2Farchive.org%2Fdetails%2Fderbarteinewahre00gn&signature=v95CRo_ki-tqX9ZhMGHSNK9Srdm-IvDRDWXZoowYCQk&showCoverImg=1) abgerufen am 29.9.2017)

Heine, Heinrich: Vitzliputzli. In: Heinrich Heine: Werke in vier Bänden. Bd. 1. München, Wien: Hanser 1982 (= Die Bibliothek deutscher Klassiker. 35.)

Lichtenberg, Georg Christoph: Schriften und Briefe. Hg. von Wolfgang Promies. Kommentar zu Bd. 1 u. Bd. 2. 5. Aufl. Berlin: Zweitausendeins 1994 (Online: [https://archive.org/stream/LichtenbergSchriftenUndBriefeBd12kommentar/Lichtenberg1a2aKommentar\\_djvu.txt](https://archive.org/stream/LichtenbergSchriftenUndBriefeBd12kommentar/Lichtenberg1a2aKommentar_djvu.txt) abgerufen am 8. 10. 2017)

Musil, Robert: Der Mann ohne Eigenschaften. Roman. Bd. 1. Hg. von Adolf Frisé. 4. Aufl. Reinbek/Hamburg: Rowohlt 1986

Paul, Jean: Die unsichtbare Loge. In: Jean Paul: Werke in drei Bänden. Hg. von Norbert Miller. Nachwort von Walter Höllerer. Bd. 1. München: Hanser 1982

Pezzl, Johann: Faustin oder das philosophische Jahrhundert 1780. Gent: Orell, Gessner, Füssli und Compagnie 1783 (Online: <https://books.google.at/books?id=ccgTAAAAQAAJ> abgerufen am 19.3.2018)

Rousseau, Jean-Jacques: Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen. Aus dem Französischen übersetzt und herausgegeben von Philipp Rippel. Stuttgart: Philipp Reclam jun. 2010 (=Universal-Bibliothek. 1770.)

Rousseau, Jean-Jacques: Die Bekenntnisse. Übersetzt von Alfred Semerau. Mit einem Nachwort und Anmerkungen von Christoph Kunze. München: DTV 1981 (=dtv. 2096.)

Rousseau, Jean-Jacques: Emil oder Über die Erziehung. In neuer deutscher Fassung besorgt von Ludwig Schmidts. 3. Aufl. Paderborn: Ferdinand Schöningh 1995 (=UTB. 115.)

Schnabel, Johann Gottfried: Insel Felsenburg. Hg. von Volker Meid u. Ingeborg Springer-Strand. Stuttgart: Philipp Reclam Jun. 1979 (=Universal-Bibliothek. 8419.)

Sterne, Laurence: Leben und Meinungen von Tristram Shandy Gentleman. In der Übersetzung von Adolf Friedrich Seubert. Durchgesehen und revidiert von Hans J. Schütz. Mit einem Essay und einer Bibliographie von Norbert Kohl. 8. Aufl. Frankfurt/Main: Insel Verlag 2000 (=it. 621.)

Wieland, Christoph Martin: Der Sieg der Natur über die Schwärmerey, oder die Abentheuer des Don Sylvio von Rosalva, Eine Geschichte worinn alles Wunderbare natürlich zugeht. In: Wielands Werke. Bd. 7.1 Text. Bearb. von Nikolas Immer. Berlin, New York: Walter de Gruyter 2009, (=Wielands Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. von Klaus Manger u. Jan Philipp Reemtsma), S. 1-338

Wieland, Christoph Martin: Geschichte der Abderiten. Mit einem Nachwort von Karl Hans Bühner. Stuttgart: Philipp Reclam Jun. 1998 (=Universal-Bibliothek.331.)

Wieland, Christoph Martin: Geschichte der Formel: Gott helf dir! beym Niesen. Lindau: Kommission der Fritzschen Buchhandlung 1789

Wieland, Christoph Martin: Der Neue Amadis. Ein comisches Gedicht in Achtzehn Gesängen. Zürich: Haffmans 1995 (= Wielands Werke in Einzelausgaben. 3.)

Wieland, Christoph Martin: Σωχράτης μαυόμευος oder die Dialogen des Diogenes von Sinope. In: Wielands Werke. Bd. 9.1 Text. Bearb. von Hans-Peter Nowitzki. Berlin, New York: Walter de Gruyter 2008 (=Wielands Werke. Historisch-kritische Ausgabe.), S. 1-105

## **Sekundärliteratur**

Anglet, Andreas: Die Eroberung Mexikos im deutschsprachigen literarischen Diskurs des 18. Jahrhunderts. In: Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses 2005. „Germanistik im Konflikt der Kulturen“. Hg. von Jean-Marie Valentin. Bd. 9. Bern u. a.: Peter Lang 2007 (=Jahrbuch für Internationale Germanistik. 85.), S. 39-47

- Bachleitner, Norbert: Die literarische Zensur in Österreich zwischen 1751 und 1848. Mit Beiträgen von Daniel Syrry, Petr Piša u. Michael Wögerbauer. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2017 (=Literaturgeschichte in Studien und Quellen. 28.)
- Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich. Eintrag: Karl Freiherr von Güntherode. (Online: [https://de.wikisource.org/wiki/BLK%C3%96:G%C3%Bcntherode,\\_Karl\\_Freiherr\\_von](https://de.wikisource.org/wiki/BLK%C3%96:G%C3%Bcntherode,_Karl_Freiherr_von) abgerufen am 28. 9. 2017)
- Birkenmaier, Anke: Versionen Montezumas. Lateinamerika in der historischen Imagination des 19. Jahrhunderts. Mit dem vollständigen Manuskript von Oswald Spenglers „Montezuma. Ein Trauerspiel“ 1897. Berlin, Boston: De Gruyter 2011
- Campagna, Norbert: Jean-Jacques Rousseau interkulturell gelesen. Nordhausen: Traugott Bautz 2006 (=Interkulturelle Bibliothek. 65.)
- Cornari, Ludovici: Eines Venetianischen Edelmanns, Consilia und Mittel, über hundert Jahr in vollkommner Gesundheit zu leben: bestehende in vier Tractätlein, nebst einem Bericht von dem Leben und Tode des Autoris, in italiänischer Sprache beschrieben. Leipzig: Gleditsch 1707 (Online: <https://books.google.at/books?id=uVvDG7R483QC> abgerufen am 3.2.2018)
- Derrida, Jacques: Grammatologie. Übersetzt von Hans-Jörg Rheinberger u. Hanns Zischler. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1983 (=stw.417.)
- Deutsche Encyclopädie oder Allgemeines Real-Wörterbuch aller Künste und Wissenschaften von einer Gesellschaft Gelehrten. Frankfurt/Main: Varrentrapp Sohn und Wenner 1785 (Online: <https://books.google.at/books?id=hHZEAAAACAAJ> abgerufen am 3.2.2018)
- Deutsches Rechtslexikon. Bd. 2. Hg. von Horst Tilch. 2. Auflage. München: Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1992
- Dictionnaire de la Académie Française, 8<sup>e</sup> éd. (Online: <http://atilf.atilf.fr> abgerufen am 17. 9. 2017)
- Diccionario Porrúa. Historia, Biografía y Geografía de México. 6<sup>a</sup> edición. México, D. F.: Ed. Porrúa 1995
- Dodes, Christina: Was ist komisch an komischer Versepi? Wielands „Der neue Amadis“ und „Die Prüfung Abrahams“ im Vergleich. Wien 2001 [Dipl. Arbeit]
- Elias, Norbert: Über den Prozess der Zivilisation. 2 Bde. 13. Aufl. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1988 (=stw.158 u. 159.)
- Engler, Winfried: Lexikon der französischen Literatur. 3., verbesserte und erweiterte Auflage. Stuttgart: Kröner 1994

Erhart, Walter: „Was nützen schielende Wahrheiten?“ Rousseau, Wieland und die Hermeneutik des Fremden. In: Rousseau in Deutschland. Hg. von Herbert Jaumann. Berlin, New York: Walter de Gruyter 1995, S. 47-78

Gelzer, Florian: „Eine glückliche Nation ohne Religion und Gesetze“. Meorllys Basiliade (1753) als literarisches Modell für den jungen Wieland. In: Simone de Angelis, Florian Gelzer, Lucas Marco Gisi (Hg.): <Natur>, Naturrecht und Geschichte. Aspekte eines fundamentalen Begründungsdiskurses der Neuzeit (1600-1900). Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2010, S. 334-358

Gonsior, Jeanette: Briefroman und Emanzipation: Zur Kritik an der 'condition féminine' im 18. Jahrhundert. Betrachtung von Françoise de Graffignys 'Lettres d'une Péruvienne'. München: Grin 2009

Green, John; Astles, Thomas; Prévost, Abbé: Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande oder, Sammlung aller Reisebeschreibungen, welche bis itzo in verschiedenen Sprachen von allen Völkern herausgegeben worden ... durch eine Gesellschaft gelehrter Männer im englischen zusammen getragen, und aus Demselben ins deutsche übersetzt von Johann Joachim Schwabe. Leipzig: Arkstee und Merkus 1755 (Online: <https://books.google.at/books?id=3QkoAAAAYAAJ> abgerufen am 3.2.2018)

Greenblatt, Stephen: Wunderbare Besitztümer. Die Erfindung des Fremden: Reisende und Entdecker. 3. Aufl. Berlin: Wagenbach 1994

Grimm, Jakob u. Wilhelm: Deutsches Wörterbuch. Bearbeitet von Jakob Grimm, Karl Weigand u. Rudolf Hildebrand. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1984

Grimm, Jürgen u. Hartwig, Susanne: Französische Literaturgeschichte. 6., vollständig neubearbeitete Aufl. mit 350 Abbildungen. Stuttgart, Weimar: J. B. Metzler 2014

Habermann, Sylvia: "Naumann, Johann Gottlieb" in: Neue Deutsche Biographie 18 (1997), S. 763-764 (Online: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118738208.html#ndbcontent> abgerufen am 2.10.2017)

Hoffmann-Erbrecht, Lothar: „Johann Adam Hiller“ in: Neue Deutsche Biographie 9 (1972), S. 154 (Online: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118551124.html#ndbcontent> abgerufen am 2.10.2017)

Holdenried, Michaela: Künstliche Horizonte. Alterität in literarischen Repräsentationen Südamerikas. Berlin: Erich Schmidt 2004 (=Philologische Studien und Quellen. 183.)

Irscher, Johannes (Hg.): Lexikon der Antike. In Zusammenarbeit mit Renate Johne. 7. Aufl. Bindlach: Gondrom 1986

- Janz, Rolf Peter: Der Gürtel der Venus – eine Leihgabe. Lust am Schönen, schöne Lust. In: Revista de Filología Alemana. 2015, vol. 23, S. 31-43 (Online: [https://www.researchgate.net/publication/282460174\\_El\\_cinturon\\_de\\_Venus\\_un\\_prestamo\\_Deseo\\_de\\_belleza\\_bello\\_deseo](https://www.researchgate.net/publication/282460174_El_cinturon_de_Venus_un_prestamo_Deseo_de_belleza_bello_deseo) abgerufen am 18.9.2017)
- Kindlers Literaturlexikon. Hg. von Heinz Ludwig Arnold. 3., völlig neu bearbeitete Aufl. Bd. 10. Stuttgart, Weimar: J. B. Metzler 2009
- Kosche, Gottfried Traugott: Amerika. Ein geographisch-historisches Lesebuch zum Nutzen der Jugend und ihrer Erzieher. 5. Bd. als eine Fortsetzung von Europa. Nord-Amerika. Erste Abtheilung. Leipzig: Weidmannische Buchhandlung 1788
- Kriegleder, Wynfrid: Eine kurze Geschichte der Literatur in Österreich. Menschen - Bücher - Institutionen. 2., verb. Aufl. Wien: Praesens 2014
- Linné, Carl von: Vollständiges Natursystem nach der lateinischen Ausgabe. Von den saeugenden Thieren: mit 32 Kupfern. Erster Theil. Nürnberg: Gabriel Nicolaus Raspe 1773 (Online: <https://books.google.at/books?id=uosZAAAAYAAJ> abgerufen am 31.10.2017)
- Martinez, Matias u. Scheffel, Michael: Einführung in die Erzähltheorie. München: C. H. Beck 1999
- Metzlers Literaturlexikon. Stichwörter zur Weltliteratur. Hg. von Günther und Irmgard Schweikle. Stuttgart: J. B. Metzler 1984
- Meusel, Johann Georg: Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 15 Bde. Leipzig: Gerhard Fleischer 1804 (Online: <https://books.google.at/books?id=C8JZAAAACAAJ> abgerufen am 3.2.2018)
- Montemayor, Carlos (Ed.): Diccionario del náhuatl en el español de México. México, D. F.: Universidad Nacional Autónoma de México 2007
- Müller, Erika: Küste und Text: das "Empire" schreibt zurück. Die Antwort der "Calibane" auf Kolonialismus und Moderne. Wien 2002 [phil. Diss.]
- Nowitzki, Hans-Peter u. Schmeisser, Martin (Hg.): Apparat: [Sokrates mainomenos] oder die Dialogen des Diogenes von Sinope. Beyträge zur Geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens. Combabus. Januar 1770 – Mai 1772. [112-114]. Berlin, Boston: De Gruyter 2016 (=Wielands Werke. Bd. 9.2.1.)
- Oswald, Georg: Mexiko: Zur Imagologie eines Konstrukts unter besonderer Berücksichtigung der österreichischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Wien 2002 [phil. Diss.]
- Octavio Paz: Sor Juana Inés de la Cruz oder Die Fallstricke des Glaubens. Aus dem Spanischen von Maria Bamberg. Versübertragungen von Fritz Vogelgsang. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1991

- Der kleine Pauly. Lexikon der Antike. 5 Bde. Bearb. und hg. von Konrat Ziegler u. Walther Sontheimer. Stuttgart: Alfred Druckenmüller Verlag 1964-1975
- Popp, Victoria: Staat und Literatur. Die Entwicklung des Staates und der politischen Rechte der Bürger im 18. Jh. - dargestellt anhand von ausgewählten deutschsprachigen Romanen der Aufklärung. Wien 2006 [Dipl. Arbeit]
- Polaschegg, Andrea: Der andere Orientalismus. Regeln deutsch-morgenländischer Imagination im 19. Jahrhundert. Berlin, Boston: De Gruyter 2005 (=Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte. 35.)
- Richter, "Baumeister, Friedrich Christian" in: Allgemeine Deutsche Biographie 2 (1875), S. 156 (Online: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd116089547.html#adbcontent> abgerufen am 16.9.2017)
- Riedel, Volker: Antikenrezeption in der deutschen Literatur vom Renaissance-Humanismus bis zur Gegenwart. Eine Einführung. Stuttgart, Weimar: J. B. Metzler 2000
- Schaefer, Klaus: Christoph Martin Wieland. Stuttgart, Weimar: Metzler 1996 (=SM. 295.)
- Schmid, Wolf: Elemente der Narratologie. 2., verb. Aufl. Berlin, New York: Walter de Gruyter 2008 (=de Gruyter Studienbuch.)
- Schweighofer, Christina: Eine Analyse der Erzähler in Christoph Martin Wielands „Oberon“ und „Der neue Amadis“. Wien 2006 [Dipl. Arbeit]
- Sengle, Friedrich: Wieland. Mit 23 Bildern und Beilagen. Stuttgart: Deutsche Verlags Anstalt 1949
- Simeón, Rémi: Diccionario de la lengua Nahuatl o Mexicana. Redactado según los documentos impresos y manuscritos más auténticos y precedido de una introducción. Traducción de Josefina Oliva de Coll. México, D. F.: Siglo XXI 1996
- Versuch einer allgemeinen praktischen Heilkunde. Leipzig: Schwickertscher Verlag 1793 (Online: [https://books.google.at/books?id=nts\\_AAAAcAAJ](https://books.google.at/books?id=nts_AAAAcAAJ) abgerufen am 3.2.2018)
- Vogel, Klaus Anselm: Shera terrae – das mittelalterliche Bild der Erde und die kosmographische Revolution. Göttingen 1995 [phil. Diss.] (Online: <http://hdl.handle.net/11858/00-1735-0000-0022-5D5F-5> abgerufen am 15.10.2017)
- Wieland, Christoph Martin. In: Brockhaus` Conversationslexikon. 14., vollst. neu bearb. Aufl. 16. Bd. Berlin. Leipzig, Wien: Brockhaus 1885, S. 699-701
- Young, Paul J.: Seducing the Eighteenth-Century French Reader: Reading, Writing, and the Question of Pleasure. New York: Routledge 2016

Zaragoza, Gabrijela (Hg.): Ausflüge nach Aztekien. Eroberungsfantasien. Lektüren, Texte, Figuren. München: Iudicium 2015

Zantop, Susanne: Kolonialphantasien im vorkolonialen Deutschland (1770-1870). Berlin: Schmidt 1999

Zedler. Großes Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste. (Online: <http://zedler-lexikon.de> abgerufen am 17.9.2017)

Žmegač, Victor (Hg.): Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Bd. I/1 1700-1848. 2., durchges. Aufl. Königstein/Ts.: Athenäum 1984 (=AT. 2152.)

## Akustische Quellen

Graun, Carl Heinrich: Montezuma. Oper in drei Akten. Libretto: Friedrich II. 2 CD-Set.

Königsdorf: Delta Music GmbH 1992

Vivaldi, Antonio: Montezuma. Drama per Musica. Opéra en trois actes sur un livret de Girolamo

Giusti. o. O.: Auvidis 1992

## Abbildungen

Abb.1:

„Keine Nahrung für blöde Mägen“ (Wieland, Beyträge, S. 72), Stich von Christian Gottlieb Geysler. In: Christoph Martin Wieland: Beyträge zur Geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und des Herzens. Aus den Archiven der Natur gezogen. Bd. 1, Leipzig: Weidmanns Erben und Reich 1770, S. 77

Abb. 2:

Stich von Christian Gottlieb Geysler. Darstellung der Kikequetzal aus der Erstfassung. In: Christoph Martin Wieland: Beyträge zur Geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und des Herzens. Aus den Archiven der Natur gezogen. Bd. 1, Leipzig: Weidmanns Erben und Reich 1770, S. 50

Abb. 3:

Stuckatur aus dem „Indianerzimmer“ der ehemaligen Böhmisches Hofkanzlei, Wien, Judenplatz, 18. Jahrhundert (Aufnahme des Verfassers am 9. 9. 2017)

Abb. 4:

Tlaquatzin. Aus: Ioannis Evsepii Nierembergii: Historiae Naturiae Lib. IX (Online: <https://www.loc.gov/exhibits/exploring-the-early-americas/interactives/historia-naturae/3.html> abgerufen am 1.11.2017)